

Der Bote aus

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Bfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Bfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Bäcker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12½ Bfg. die 1 halbtägige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Bfg. — Retikeln 50 Bfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Nürnbg. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Vergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 8 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Zeit.

Was ist Zeit? — Die Dampfpeise ertönt. Es ist 7 Uhr morgens. Die Stunden der Ruhe und Erholung sind dahin. Sie meldet den Abend. — Die Arbeit ist vorüber. Wechsel von Tag und Nacht, von Arbeit und Ruhe — ist das Zeit!

Toten Sonntag! Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Sie ruhen. Tod ist Ruhe, also ist Leben Arbeit und Lebenszeit ist Arbeitszeit. Zeit ist Gelegenheit zur Arbeit.

„Sie ruhen,“ spricht man heute an den Gräbern der Toten. „Es war leider nur kurze Zeit, aber doch schöne Zeit, junger Mann, junge Frau, dahingerafft aus einem Leben treuer Pflichterfüllung. Wunderbar war eure Zeit, ihr Alten in der Reihe der Gräber. Euer Leben war tödlich, denn es war Mühe und Arbeit, und ihr habt beides nicht gescheut. Es war verlorene Zeit, vergeudete Zeit, ihr Unglücklichen — verdorben, gestorben in Lust und in Leid.“ Lausche den Gräbern. Sie sprechen: Lebenszeit ist Gelegenheit zur Arbeit, wohl dem, der seine Zeit recht benützt. Zeit ist treue Arbeit.

Sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Wohin? In das Grab? Nein. Das Grab ist tot. Gibt es für die Toten noch Zeit? Ja. Eine Zeit, die nicht mehr aufhört. Ewigkeit. Die Toten leben. Ich glaube es. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben. Der Herr ist der Auferstehende, der Lebendige in Ewigkeit. Zeit ist Leben und Arbeiten im Lichte der Ewigkeit. Zeit ist Vorbereitung auf die Ewigkeit.

Zeit, du kostbares Geschenk aus der Ewigkeit, Zeit, du schnell fließender Strom, der mündet in das Meer der Seligkeit. Weinet nicht um die Kleinsten, deren Zeit noch nicht Arbeit war. Sie leben. Trauert nicht um die Gebrechlichen, deren Leben nie Arbeit werden konnte. Selig sind sie, die in dem Herrn starben. Freuet euch aller, die gesund und stark mit dem Herrn durch das Leben gingen und die in ihm von hier schieben.

Toten Sonntag geht zu Ende. Die Arbeit beginnt wieder. Mutig ergreift das Leben, kauft die Zeit aus. Veräume nicht die Ewigkeit, du vergeudest du nicht deine Zeit.

Wie siehts aus in der Welt?

Witten in das frühliche Jagd- und Tafelleben auf Schloß Donaueschingen, wo der Kaiser beim Fürsten Fürstberg auf Besuch weilte, trat mit seiner kalten Macht

der Tod und riß einen Tafelgenossen aus der Luft und Freude des dortigen Treibens. Es war der Generaladjutant des Kaisers, Graf von Süssen-Häsel, ein Neffe des Feldmarschalls Häsel. Zwei Tage darauf ist der Kaiser nach Berlin zurückgekehrt und hat dort den Vortrag des Reichskanzlers über die Vorgänge im Reichstage und die Stimmung im Reiche entgegengenommen. Der Reichsanzeiger berichtet darüber wörtlich, wie folgt: Berlin, 17. Nov. In der heute dem Reichskanzler gewährten Audienz hörte Seine Majestät der Kaiser und Königin einen mehrstündigen Vortrag des Fürsten v. Bülow. Der Reichskanzler schilderte die im Anschluß an die Veröffentlichung des Daily Telegraph im deutschen Volke hervorgerufene Stimmung und ihre Ursachen; er erläuterte ferner die Haltung, die er in den Verhandlungen des Reichstages über die Interpellation eingenommen hatte. Seine Majestät der Kaiser nahm die Darlegungen und Erklärungen des Reichskanzlers mit großem Ernste entgegen und gab seinen Willen dahin kund: Unbeeinträchtigt durch die von ihm als ungerecht empfundenen Ueberhebungen der öffentlichen Kritik erblicke er seine vornehmste kaiserliche Aufgabe darin, die Stetigkeit der Politik des Reichs unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu sichern. Demgemäß billigte Seine Majestät der Kaiser die Ausführungen des Reichskanzlers im Reichstage und versicherte den Fürsten v. Bülow seines fortwährenden Vertrauens.

Und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung meldet: Der Reichskanzler Fürst Bülow hat alsbald nach seiner Rückkehr aus Potsdam das preussische Staatsministerium zu einer vertraulichen Besprechung zusammenberufen, worin er über das Ergebnis seines Vortrags beim Kaiser Mitteilung machte. Unmittelbar hierauf wird der Reichskanzler dem Präsidenten des Reichstages, Grafen zu Stolberg, zu einer längeren Besprechung empfangen. Gleichzeitig macht der Stellvertreter des Reichskanzlers, Staatssekretär v. Bethmann-Sollweg, den stimmungsführenden Mitgliedern des Bundesrats im Auftrage des Reichskanzlers entsprechende Mitteilung.

Aus der vorstehenden Erklärung im Reichsanzeiger ergibt sich, daß der Kaiser ausdrücklich die Reichstagsrede des Fürsten Bülow gebilligt hat. Er hat damit diejenigen Äußerungen ratifiziert, in der der Kanzler seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, „der Kaiser werde sich künftig diejenige Zurückhaltung auferlegen, die für eine einheitliche Politik, die für die Autorität der Krone unerlässlich ist.“ Der Kaiser hat ferner dem Fürsten Bülow seines fortwährenden Vertrauens versichert. Das Regierungsprogramm, an das der Kaiser sich fortan laut der Erklärung des Reichsanzeigers halten will, geht dahin, daß er seine vornehmste Aufgabe erblickt in der Sicherung der

Stetigkeit der Reichspolitik unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten. So ist uns heute die Krisis, die das Deutsche Reich vierzehn Tage lang erregte, zu einem unseres Erachtens befriedigenden Abschluß gekommen.

Die Großherzogin Maria Anna von Luxemburg, die Jochen für ihren der Auflösung entgegengehenden Gemahl zur Regentin ernannt worden ist, während sie bereits seit mehreren Monaten Statthalterin war, steht im 48. Lebensjahre. Sie ist eine Prinzessin von Portugal und seit 1893 mit dem Großherzog vermählt. Sie ist katholisch, ebenso ihre sechs Töchter, wogegen der Großherzog protestantisch ist. Da der Ehe kein Sohn entsproß, wurde im vorigen Jahre die weibliche Thronfolge eingeführt. Die Erbprinzessin Marie Adelheid zählt 14 Jahre. Großherzog Wilhelm steht im 57. Lebensjahre und folgte vor genau drei Jahren, am 17. November 1905, seinem Vater in der Regierung.

Der Tod des Kaisers Kuangshü von China wird nunmehr bestätigt, und ebenso hat die herrschsüchtige und sehr einflussreiche Kaiserin-Witwe das Zeitliche geegnet. Der Kaiser wurde am 28. Tage des 6. Monats des 10. Regierungsjahres Tungschids (2. August 1872) als zweiter Sohn des Prinzen Chun geboren und folgte seinem Vater, dem Kaiser Taishün, am 12. Januar 1875 in der Regierung zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter und seiner Tante, der vorgenannten Kaiserin-Witwe Tschü. Am 4. März 1889 wurde der Kaiser selbständig, seit 1898 stand er aber wieder unter der Vormundschaft seiner Tante.

* Der gute Sohn.

Was dem neuwählten Präsidenten Taft von jeher bei seinen Landsleuten warme Sympathien eingetragen hat, ist sein ungeziertes freimütiges Wesen, das jeder Pole ausweicht und die rührende Kindesliebe, mit der er an seiner greisen Mutter hängt. Als er im vorigen Jahr nach auf Cuba war und hart gegen die immer von neuem wieder aufsteigenden Revolutionen gelüste anzukämpfen hatte, umringte ihn eines Tages eine Gruppe wühlgeliebter Journalisten. Taft aber winkte einen jungen Reporter aus Boston, der ganz bescheiden im Hintergrunde stand, zu sich heran, und dabei entschuldigte er sich höflich bei den anderen Herren: „Ich möchte, daß dieser junge Mann nicht ein Wort von dem verliert, was ich sagen werde.“ Er schreibt nämlich für die einzige Zeitung, die meine Mutter liest, und ich möchte doch gerne, daß sie recht genau alles erfährt, was ich hier tue.“ Im Laufe des Wahlkampfes stellte kürzlich ein Demolator an ihn die Examensfrage, was er wohl einem Arbeiter raten würde, der arbeits- und verdienstlos Frau und Kinder am Hunger dahinsterben sieht. „Das weiß nur Gott, nicht ich.“ Diese einfache, ehrliche Antwort, in der echtes Mitleid nachklang, hat ihm bei den Arbeitern populärer gemacht, als naheliegende klugvolle Phrasen es vermocht hätten.

durch dessen Ton gelungen, aber er mußte sich wohl getäuscht haben, denn er begegnete einem ruhigen Lächeln.

„Da stimmst Du ja merkwürdig mit Gabrielen überein!“ rief er den Scherz fortsetzend. „Die armen Primeln! Nun sind sie also auch von Dir, ihrem getreuesten Ritter, in Acht und Bann getan.“

Gabriele preßte in stummer Qual die Hände zusammen. O, nur Fassung, nur Gert nicht zeigen, wie sie litt unter der stolzen Mißachtung, die sie für sich aus all seinen scheinbaren harmlosen Worten heraushörte, und so lächelten ihre Lippen krampfhaft, während die Augen brannten von ungeweihten Tränen.

„Ich denke, ich muß für die arme, von allen Seiten verschmähte Blume ein Uebriges tun,“ sehte Manfred zu ihrem heimlichen Entsetzen die so peinliche Unterhaltung fort — ich werde sie also fortan großmütig zu meinem Favoriten erheben; a propos Gert, zu welcher neuen Fahne hast denn Du jetzt geschworen?“

„Ich? Nun, ich habe den Blumen, den rasch welkenden, überhaupt abgeschrieben! Die grünen, hochragenden Palmen sind fortan mein Ideal, sie gleichen in ihrer ausdauernden stolzen Schöne der Freundschaft — Deiner lieben Freundschaft zum Beispiel, Onkel Manfred,“ fügte er, Blandens die Hand hinüberreichend, warmen Tones hinzu.

„Dank, mein lieber Junge, für die hübschen Gedanken, darauf müssen wir einmal anstoßen.“

Er schenkte die Gläser voll mit funkelndem Wein, und das seine hell an das seines jungen Gastes anklingen lassend, sagte er mit vollem Stimmenklang:

„Auf treue Freundschaft!“

Nachher, als die beiden Herren, eine Nachmittags- zigarre rauchend, in Blandens Kabinett einander gegenüber saßen, sagte der letztere lächelnd zu Gert, welcher

Primula veris.

Erzählung von A. Bräuning.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Endlich war es Gabriele gelungen, denselben einen ruhigen, harmlos freundlichen Ausdruck zu geben. Mit einem Seufzer der Erleichterung trat sie von dem Spiegel hinweg und begab sich auf die Terrasse, wo die blumengeschmückte Tafel in tadelloser Eleganz und Frische strahlte.

Sie war eben zu ihrem Platz getreten, als auch schon die Türe des Gartensaales sich öffnete und die Herren Arm in Arm auf der Schwelle erschienen.

„Meine kleine Hausfrau erwartet uns bereits, wie ich sehe,“ hörte sie ihren Gatten sagen, und dann standen sie und Waldbau abermals einander gegenüber.

Mit dem Aufgebot all ihrer Willenskraft zwang sie sich, ihn anzublicken. Er war ein ganz anderer wie vorher, keine Spur irgend eines heftigen Gefühls lag mehr in seinen Augen, seine Lippen trugen ein verbindliches Lächeln zur Schau.

Gert war oder schien wenigstens jetzt völlig unbefangen, und diese Wahrnehmung gab auch ihr ihre Selbstbeherrschung zurück. Er sagte ihr in glattem Konversationston einige schmeichehafte Worte über das „reizende Arrangement“ der Tafel.

„In der Tat, es war eine hübsche Idee von Dir, liebes Kind, uns hier draußen servieren zu lassen,“ fügte Manfred Blandens, ihr freundlich zunickend, hinzu. Die Luft ist tödlich heute, und der Park präsentiert sich unserm heimgekehrten Wandervogel von hier aus gleich von seiner schönsten Seite. Ich denke, wir werden eine recht heitere kleine Tafelrunde bilden — sind wir doch nun ge-

rade in der richtigen Anzahl dazu, die sich ja eigentlich niemals unter derartigen Grazien befinden soll.“

Er sah Gabriele dann lächelnd an. Sie erwiderte den Blick scheinbar fröhlich, innerlich aber dachte sie: Wäre es nur erst vorüber! Das Diner verlief indessen besser, als sie zu hoffen gewagt.

Gert war so unbefangen gesprächig, als ob niemals jene ungeliebten früheren Beziehungen zwischen ihnen existiert hätten. Er wußte außerordentlich fesselnd von seiner ägyptischen Reise zu erzählen, und da er mehrfach mit völliger Ungezwungenheit auch an sie das Wort richtete, so wurde es ihr nicht gar zu schwer, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Nur einmal nahm dieselbe eine bedenkliche Wendung.

Die Rede kam zufällig auf die Flora des Nillandes, deren Schönheit Gert nicht lebhaft genug zu bewundern wußte.

„Nun, und haben die Lotosblumen Dich Deiner alten Liebe — der Primel — abtrünnig gemacht?“ warf Blandens scherzend ein.

Durch Gerts Züge lief ein kaum merkliches Zucken bei der unerwarteten Frage. Gabriele, die in jähem Schreden das Auge auf ihren Teller gesenkt, meinte Sekundenlang seinen Blick durchbohrend auf sich gerichtet zu fühlen.

„Dazu bedurfte es der Lotos nicht mehr, Onkel Manfred,“ hörte sie ihn gleich darauf sagen: „Ich hatte schon vorher einsehen gelernt, daß ich mein Herz an einen unwürdigen Gegenstand gehängt, und über der Primel leuchtendem Farbenschmelz vergessen hatte, daß ihr doch das Röstlichte und Beste — die eigentliche Seele und zugleich der höchste Reiz der Blume fehlt, nämlich der — Duft.“

Blandens sah ein wenig frappt in das Antlitz des Sprechers — er meinte, es habe eine schneidende Schärfe

Poetische Wochenplauderei.

Das war eine hübsche Woche,
Die wir durchlebte.
Es hat in allen Zugen gezittert, gebebt,
Von rechts bis zur äußersten Linken
Im Parlament,
Hat man Töne geredet,
Die sonst niemand kennt.
Der Kanzler war nicht der, wie immer,
Das war uns klar.
Denn er erkannte richtig
Die ganze Gefahr.
Doch wie er auch drehend den Worten
Ausdruck verlieh,
Es fehlten in der Rede
Alle Garantien.
Wir hätten es lieber gesehen
In dieser Zeit,
Dass Majestät nicht regierte
In Abwesenheit.
Die Lage der Dinge verlangte
Ernstes Gehör,
Man gedenkt beim Vergnügen
Nicht gern an's Malheur.
Beim alten Grafen am Bodensee
Herrscht jetzt das Glück.
Und der verdiente Erfolg
Hält nicht mehr zurück.
Des Reiches Erde in die Lüfte
Stieg unverzagt,
Und Majestät hätt' beinahe
Es gleichfalls gewagt.
Hoffentlich läßt uns die Luftschiffahrt
Nun nichts büßen,
Dass wir nicht Boden verlier'n
Unter den Füßen.
Denn es schweben noch viele Dinge
In den Lüften,
Die, soweit sie geregelt,
Uns stark verblüffen.
Mit Casablanca steht es doch so,
Dass wir nicht klar,
Ob Deutschland Sieger oder
Besiegter dort war.
Doch sind wir Sieger,
Dann steht es fest,
Dass dieser Stolz
Auf einen ähnlichen Sieg
Aus recht schlechtem Holz.
Wir müssen nach außen hin wachen
Mit großer Acht,
Und diplomatisch wirken
Mit vielem Bedacht.
Die Politik muß einheitlich sein,
Niemals privat,
Auf dass man mit Achtung nennt
Uns fürder als Staat.
Rein Liebeswerben, aufrechter Stolz,
Das sei das Ziel!
Das heißt wenig verlangen
Und doch auch recht viel.
Wenn das das Ergebnis dieser Zeit,
Die wir durchlebte,
Dann hat's nicht umsonst im Land
Gezittert, gebebt!

Die Pension des Präsidenten.

Aus Newyork wird berichtet: Allen Anschein nach wird Präsident Roosevelt der letzte Präsident der Vereinigten Staaten sein, der nach abgelaufener Amtszeit das Weiße Haus verläßt, ohne vom Staat ein Ruhegehalt zu empfangen. Die öffentliche Meinung Amerikas beschäftigt sich jetzt lebhaft mit der Frage einer gesetzlich geregelten Präsidentenpension, und alle Politiker sind sich darüber einig, daß es sich mit dem Ansehen eines großen Staates nicht verträgt, wenn der Präsi-

dent später eine Anstellung annimmt, um sich zu ernähren, womöglich gar in Kreisen, die er während seiner Amtszeit bekämpfen mußte. Wenn auch bei Roosevelt das nicht gerade der Fall ist, so glaubt man doch solchen Möglichkeiten vorbeugen zu sollen, und man erinnert an den Fall des Präsidenten Cleveland, der seinerzeit genötigt war, von seinen politischen Feinden eine Stellung anzunehmen. Die Zeitungen verlangen die Aussetzung eines Ruhegehaltes von mindestens 100 000 Mark, während andere dafür plädieren, gewesene Präsidenten zu außerordentlichen Mitgliedern des Senats zu ernennen. Insbesondere von Roosevelt hätte man einen günstigen Einfluß auf den Senat erwartet, den er als Präsident so oft bekämpft hat und in dem viele Amerikaner nur ein Werkzeug der großen Finanzcorporationen sehen. Als Senator von Newyork würde er ein Gehalt von 30 000 Mark im Jahre beziehen. Wenn der Staat nicht eingreift, ist es nicht ausgeschlossen, daß eine Anzahl reicher Amerikaner sich zusammenschließen und einen Fonds aufbringen, aus dem künftig allen gewesenen Präsidenten ein Ruhegehalt ausbezahlt werden soll.

Die Tat einer Nacht.

Erzählung von W. v. Strachwitz.

(Nachdruck verboten.)

Die Jagdgenossen sitzen fröhlich beisammen. Die Becher freuen, heitere Waidmannslieder erschallen, würzige Jagdgeschichten machen die Runde. Nur einer sitzt still dabei, hastig und doch schweigend leert er ein Glas des feurigen Burgunders nach dem andern. Durch das blonde Haar der Hünegestalt schimmert die gerötete Kopfhaut, das Gesicht glüht, die Augen blicken starr vor sich hin, wie in völliger Selbstvergessenheit, und doch hat er auch heute wieder den Hauptstich getan. „Sassa, geschmauset!“ singen die lustigen Jäger — Nolten bleibt stumm, sein Blick schweift ins Leere.

Nolten hat vor einigen Jahren das benachbarte Wildenbruch käuflich erworben und bar bezahlt. Woher er gekommen, weiß niemand so recht. Er hat zuletzt in Berlin gelebt — daß man sich aber dort nicht zum praktischen Landwirt ausbilden kann, ist wohl klar, und doch trat Nolten als solcher auf. Er bewirtschaftet sein Gut musterhaft, so daß er sich in kurzer Zeit bei seinen Nachbarn den Ruf einer Autorität in landwirtschaftlichen Dingen erworben. Seine Verhältnisse sind aufs beste geordnet, er ist seinen Untergebenen ein strenger, aber gerechter Herr, den Nachbarn gefällig, seinen Freunden ein Freund im vollsten Sinne des Wortes. Aber noch Reiner hat ihn lachen gesehen, oder einen Scherz aus seinem Munde gehört. Er meidet schon die Gesellschaft und kennt außer der Jagd kein Vergnügen. Die Gläser klingen und werden geleert; auch Nolten hat mit seinen Tischnachbarn angestoßen, schweigend stürzt er das Glas hinab. Da berührt sein Gegenüber, der Oberamtmann Helber, ein jovialer, alter, ehrwürdiger Herr mit weißem Haar und Bart, seinen Arm. „Nolten, was ist Ihnen? So sah ich Sie noch nie.“

Der Angeredete schüttelt stumm den Kopf. „Nolten,“ hebt Helber wieder an, „sind Sie überzeugt, es ist nicht mühsame Neugier, die mich meine Frage stellen ließ. Sie sind, einer der jüngsten, doch einer der geachteten unter uns. Was ist, was Sie niederbrückt?“

Noltens Züge verfinstern sich, seine Stirnadern schwellen an. „Laßt mich, Freunde, laßt mich!“ stößt er hervor und führt mit der Hand über die Augen, als suche er etwas aus der Erinnerung zu verwischen. „Nein, Nolten, wir lassen Sie nicht. Erleichtern Sie Ihr Herz, Sie sprechen zu Freunden.“

Der Angeredete kämpft einige Sekunden mit sich, dann sagt er mit einem tiefen Seufzer: „So hört meine traurige Geschichte.“

„In dieser Nacht werden es fünf Jahre, daß ich mein Glück vernichtete, den Traum meiner Jugend zu Grabe trug. Mir ist, als sei es hundert Jahre her.“

Ich war ein flotter Burche. Etwa ein Jahr früher hatte ich, nachdem ich die landwirtschaftliche Akademie besucht und mich auf den Gütern einiger Verwandten

praktisch vorbereitet, das von mir früh durch den Tod geraubten Eltern ererbte Gut zur selbständigen Bewirtschaftung übernommen. Meine Geschäfte führten mich häufig nach B., namentlich zur Zeit der Wollmärkte. Dort lernte ich die Tochter eines ehemaligen Landwirts kennen, der sich in B. zur Ruhe gesetzt, ein reizendes Mädchen. Ich liebte sie — ich gestand es ihr und fand meine Empfindung erwidert. Ihre Eltern waren mit unserm Herzensbunde einverstanden. Wir waren beide jung, die Hochzeit wurde deshalb noch hinausgeschoben. Daß ich jetzt meine Besuche in B. öfter wiederholte, als gerade die Geschäfte es erforderten, darf ich wohl nicht erst erwähnen. Auch heute vor fünf Jahren war ich dort. Es war mir gelungen, meine Schwiegereltern, zwischen denen und mir sich das herzlichste Verhältnis herausgebildet hatte, wie es zwischen leiblichen Eltern und Kindern nicht inniger gedacht werden kann, zu bewegen, ihre Einwilligung zur Feier der Hochzeit zu geben. Es wurde verabredet, unsere Vermählung solle vierzehn Tage später stattfinden, und ich sollte vorher nicht zurückkehren. Ich hatte bei dem Geistlichen die nötigen Formalitäten erledigt. Wir waren außerordentlich heiter. Einige Freundinnen meiner Braut hatten sich eingefunden, ebenso ihre zwei Brüder, die in der Nähe der Stadt begütert waren. Wir plauderten, scherzten, tanzten, veranstalteten Gesellschaftsspiele. Auch der Festigung des Hochzeitstages wurde Erwähnung getan. Voll jugendlichen Uebermuts machte eine der Damen den Vorschlag, dem Brautpaar die Karten zu legen. Der Vorschlag wurde mit stürmischem Applaus angenommen. Meine Braut befand sich im Besitz der sogenannten Lenormandischen Karten, dem Geschenk eines Bruders, in äußerst geschmackvoller Ausstattung. Dieselben wurden herbeigeholt.

Meine Braut mischte nach der, den Karten beigegebenen gedruckten Anweisung und Erklärung die Karten, hob ab und legte sie reihenweise aus einander, da sie just die Schicksalsfrage stellen sollte. Neben die Karte der Dame, welche nach der gedruckten Erklärung die Fragestellerin, meine Braut, repräsentierte, kam links ein Ring, rechts ein Sarg zu liegen. Der Ring bedeutet den Bruch einer Verlobung, der Sarg den Tod des Fragenden oder eines ihm Nahestehenden.

Wir alle waren ja frei von Aberglauben, wir lachten oder versuchten wenigstens zu lachen, denn so recht aus dem Herzen kam es keinem, es machte sich doch eine leise Verstimmlung bemerkbar, die Fröhlichkeit wollte nicht mehr zur Geltung kommen. Die Besuche, auch die Brüder meiner Braut, verließen uns, als der Abend hereinbrach. Es wurde noch verschiedenes besprochen und zwischen uns verabredet, da ich schon mit dem Nachts zwei Uhr abgehen den Zuge zurückreisen wollte. Wir begaben uns zur Ruhe. Der Abschied von meiner Braut wurde mir heute, unter dem Einbrude der Prophezeiung, die ich trotz meiner absoluten Vorurteilslosigkeit nicht vergessen konnte, wirklich schwer, trotzdem nur eine kurze Trennung zwischen uns lag, der die unaufschiebbare Vereinigung folgen sollte. Ich begab mich nach dem ein für allemal im Hause meiner Schwiegereltern für mich reservierten Zimmer, um noch wenige Stunden zu ruhen. Da es ziemlich spät geworden war, warf ich mich angelehnt auf das Bett, doch wenn ich die Augen schloß, sah ich vor mir das drohende Gespenst der Wahrsagerin. Als ich aus unruhigem Schlummer aufschreckte, war es, wie ich mich durch einen Blick auf die Uhr überzeugte, gerade höchste Zeit aufzubrechen, wenn ich zum Abgange des Zuges noch zu recht kommen wollte. Mein Schwiegervater war inzwischen ebenfalls erwacht und kam um mich zu wecken. Ich nahm von ihm schnellen Abschied, indem ich ihm die zärtlichsten Grüße auftrug. Auf dem Bahnhof angelangt, blieb mir eben so viel Zeit, das Billet zu lösen und einzusteigen: Die Nacht war unfreundlich und rau, ich war allein im Kupee und schloß die Fenster. Das Signal mit der Glode zur Abfahrt wurde gegeben, der Zugführer ließ seine schrille Pfeife ertönen, die Maschine erwiderte es gellend, der Zug setzte sich in Bewegung.

Ich lehnte mich in eine Ecke, und versuchte, den unterbrochenen Schlummer wieder aufzunehmen, doch kaum war

schon eine ganze Weile schweigend den Rauchwölkchen seiner Savanna nachgedacht:

„Nun, ich warte, Gert!“

Der Angeredete fuhr empor, wie aus tiefer Zerstreuung.

„Worauf, Onkel Manfred?“

„Nun, auf Dein Urteil natürlich, Du hast mir noch gar nicht gesagt, wie meine junge Frau Dir gefällt.“

Der Offizier bog sich zur Seite nach dem zierlichen Rauchtische neben ihm, um seine Zigarre über dem bronzenen Aschenbecher abzustoßen, während er mit erkühter Lebhaftigkeit entgegnete:

„Ich dachte, das bedürfte wohl keiner Frage! So viel Anmut und Schönheit gegenüber kann man nicht kritisieren, sondern nur bewundern.“

„Nun, nimm mir's nicht übel, mein Junge, aber auf übergroße Bewunderung ließ Deine Begrüßung gerade nicht schließen, man hätte vielmehr glauben können, den Eindruck, den Du empfindest, sei kein sonderlich günstiger gewesen.“

„Wirklich! O, das tut mir leid, verzeih, es war dann wohl nur die Folge der Abspannung durch die lange Eisenbahnfahrt — ich habe nämlich in Egypten infolge des verunsicherten Fiebers schwache Nerven bekommen — für einen Soldaten eine sehr unbequeme Akquisition, nicht wahr? Nun, ich hoffe, sie hier wieder los zu werden, verzeih also, und habe ein wenig Nachsicht mit mir.“

„Ach, ich vergaß, daß wir Dich noch ein wenig als Rekonvaleszenten betrachten müssen! Ich wollte Dir auch übrigens keinen Vorwurf machen, meine Worte waren nur im Scherz gemeint, ich war ja im voraus überzeugt, daß Gabriele Dir gefallen würde!“

„Du bist also vollkommen glücklich mit ihr?“

Wanden zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Ich würde es sein, wenn nicht die Sorge um ihre Gesundheit auf mir lastete,“ sagte er dann mit einem leichten Seufzer. „Sage mir aufrichtig, findest Du ihr Aussehen nicht auch recht elend?“

„Ein wenig zart, ja, freilich,“ gab Gert zu, während er in nervösem Spiel die Finger bewegte, „aber das liegt ja manchmal in Eigentümlichkeiten der äußern Erscheinung und braucht nicht gleich beunruhigend zu sein.“

Wanden schüttelte den Kopf; offenbar war er ganz anderer Meinung.

„Du kannst das allerdings nicht so beurteilen, Du hast sie ja früher nicht gekannt; ich sage Dir aber, sie war nicht immer so, erst allmählich, seit wir hier sind, hat sie sich so verändert.“

„Wie wäre es möglich? Hier in der herrlichen Seeluft und von Dir sicher auf den Händen getragen?“

„Ja, das frage ich mich auch, aber die Tatsache läßt sich doch nun einmal nicht weglegen. Fast könnte man glauben, ein geheimer Kummer zehrte an ihr.“

Gerts Stirn hatte sich jählings gerötet. Das Gespräch wurde ihm immer unbehaglicher. Manfred, der dies nicht ahnte, und dem es wohlthat, sich einmal über seine Sorgen aussprechen zu können, fuhr indes unbestört fort:

„Manchmal habe ich schon gedacht, ob es Heilmittel sein könnte...“

„Heilmittel?“ Gert dachte an den traurigen Ausdruck der dunkel umschatteten Augen, der ihm vorhin, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, mehrmals aufgefallen war... Heilmittel, vielleicht nach jenem Glück, das damals in der unvergesslichen Ballnacht aus diesen Augen geleuchtet? So fragte er sich im Stillen, indes sein Mund mechanisch mit allerhand Gründen Wandens Ansicht zu widerlegen suchte.

Es wurde ihm plötzlich erstickend heiß. Er sprang empor und stieß das Fenster auf.

„Was meinst Du, es ist schwül hier, wollen wir einen Spaziergang nach dem Strand hinunter machen? — Mich verlangt es nach Meeresatmen!“

Manfred war sogleich bereit und so schritten die beiden Herren bald darauf miteinander den Partweg hinab.

Von dem Glaserker ihres Boudoirs aus, wohin sie sich in tiefster geistiger und körperlicher Erschöpfung nach dem Mittagsschlaf zurückgezogen, sah Gabriele ihnen brennenden Auges nach. Da ging Waldaun, die schlanke, elastische Gestalt hochaufgerichtet wie immer, das sehr stolze Haupt in anscheinend heiterem Geplauder ihrem Gatten zugewandt.

Ob er wohl ahnte, mit welchen Gefühlen sie hier oben stand und ihm nachschaute, der ihr vorhin so wohl, so bittersüß getan? ... O ja, freilich! Hatte er doch mit bewußter Absicht jene scheinbar harmlosen und doch so grausamen Worte gesprochen: er hatte ihr seine Verachtung zeigen wollen...

Mein Gott, verdiente sie denn diese in der Tat? War ihre Heirat denn wirklich ein Verbrechen, durch die sie doch ein heroisches Opfer zu bringen geglaubt? — Seine Verachtung wollte sie nicht ertragen. Wie sehr sie auch vor dem Alleinsein mit ihm zitterte: sie mußte eine Aussprache suchen, mußte ihm sagen, daß sie seine Verachtung nicht verdiente und bemerken, daß sie dieses Wiedersehen nicht zu verhindern vermochte.

Die Gelegenheit zur Ausführung ihrer Absicht fand sich schneller, als sie geglaubt.

Es war noch am Abend desselben Tages. Das Abendbrot, das wieder auf der Veranda eingenommen, war eben beendet, als der Hausherr noch in Wirtschaftsa-

ich in ein
aus dem
für gestör
langt und
in das L
gung, sei
Schimmer
zu unter
gegenüber
haltung
halb dar
einen dun
sich, unter
sich zu
forschend
neue. M
mer auf
Sich erh
zurückge
tenden G
merkte, li
das Ausse
lagerin te
erhielt m
Waffe, v
rierzug b
größeren
mindeste
ner Hut z
dürfnis n
betäubt
einen neu
berührt;
der Freim
Stoß erh
ich auf,
Hals des
ich die Zi
gen folgt
gung zu
ziehe ihn
stand erla
Da
mein Dhr
stört blic
meiner S
das Lage
gen, mein
hat mich
im Traum
Was
ich weiß e
Ich
an — D
Agnes h
Nolten
sprang an
die Schul
Aus d
Die
des Strafe
Ginisty i
terestante
wurde un
richters i
richter vo
ger Famili
erblich w
lichem Eif
Lebenseri
Galgen u
lebt und
Nichteram
ehrenwert
angelegen
Gäfte sich
aufzu
— Manfr
solche To
sie an ih
Berg
Nachmitt
— gesent
befangene
hinweghel
Ein
gend, sie
Blid. M
die er in
Endl
„Da
einen Sp
Frau? I
Gezweige
lockt mich
den Mut
seinen Au
taum fäh
willenlos
„Nun
send, in
fall dank
klärung
herbeizuf
Sie
genomme
wankebe
drohten.

ich in einen unruhigen Halbschlaf versunken, so wurde ich aus demselben durch ein heftiges Zuwerfen der Waggonstir gestört. Wir waren auf der nächsten Station angelangt und der Schaffner hatte mir einen Reisegefellensacker in das Koupée geschoben. Ich machte einige Anstrengung, seine Gesichtszüge zu erkennen, bei dem trüben Schimmer der lärglichen Beleuchtung war indeß wenig zu unterscheiden. Der Reisegeffelle ließ sich lautlos mir gegenüber nieder. Auch ich war nicht gelangt, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen und beschränkte mich deshalb darauf, ihn still zu beobachten. Seine Gestalt war in einen dunklen Havelock gehüllt, er führte kein Gepäc bei sich, unter dem breiten Rande seines Hutes, der sein Gesicht zur größeren Hälfte beschattete, blühten seine Augen forschend auf mich. Der Schlaf überwältigte mich aufs neue. Als ein Ruck des Wagens mich aus dem Schlummer aufschreckte, sah ich den Fremden, der sich von seinem Sitz erhoben, halb über mich gebeugt; unter dem etwa zurückgeschlagenen Mantel umschloß seine Hand einen blinzelnden Gegenstand. Als der Fremde mein Erwachen bemerkte, ließ er sich auf seinen Sitz nieder und gab sich das Aussehen eines Schlafenden. Das Gespenst der Wahrsagerin tauchte von neuem vor mir auf, mein Gefährte erschien mir verdächtig. Ich war allein mit ihm, ohne Waffe, von außen war keine Hilfe zu erwarten, der Kourierzug brauste unauffallend dahin, und bis zur nächsten größeren Station, wo er erst wieder anhielt, vergingen mindestens noch fünfzehn Minuten. Ich beschloß auf meiner Hut zu sein. Doch — war es nun das natürliche Bedürfnis nach Schlaf, oder hatte der Fremde mich vorhin betäubt — meine Sinne erschläfften und ich versank in einen neuen Schlummer. Plötzlich fühle ich mich am Arme berührt; ich öffne die Augen. Ueber mich gebeugt steht der Fremde, die Rechte mit einem blühenden Dolch zum Stoß erhoben. Mit einem Schrei des Entsetzens fahre ich auf, instinktmäßig legen sich meine Hände um den Hals des Angreifers, mit Aufbietung aller Kräfte presse ich die Finger zusammen. Ein kurzes, grauenhaftes Ringen folgt. Der Fremde sucht sich aus meiner Umschlingung zu befreien, ich falle auf meinen Sitz zurück und ziehe ihn mir nach. Noch ein kurzes Nöcheln, sein Widerstand erlahmt — und es ist zu Ende.

Da schlägt die Stimme meiner Schwiegermutter an mein Ohr. „Am Gotteswillen, was geschah hier?“ Verstört blicke ich um mich — ich befinde mich im Gastzimmer meiner Schwiegereltern, aufrecht im Bette sitzend; über das Lager hingelunken liegt, leblos mit verzerrten Zügen, mein väterlicher Freund, der Vater meiner Agnes; er hat mich zum Aufbruch weden wollen — ich habe ihn im Traume erwürgt —

Was weiter in dieser schredlichen Nacht geschehen, ich weiß es nicht.

Ich klagte mich selbst des gräßlichen Verbrechens an — das Schwurgericht sprach mich frei. — Meine Agnes habe ich nicht wiedergegeben.“

Molten, dessen Stimme immer tonloser geworden, sprang auf, ergriff seinen Hut, warf die Büchse über die Schulter und schritt stumm hinaus.

Aus den Erinnerungen eines Hentfers.

Die lebhaften Kämpfe um die Abschaffung der Todesstrafe, die jetzt in Paris geführt werden, geben Paul Gensily im Journal des Debats Anlaß, auf ein interessantes altes Buch hinzuweisen, das um 1530 verfaßt wurde und wohl die älteste Autobiographie eines Scharfrichters ist. Es war der Meister Berthold Benz, Scharfrichter von Nürnberg, der Abkömmling einer Nürnberger Familie, in der das Scharfrichteramt seit Generationen erblich war, der in seinen stillen Stunden die mit reichlichem Eifer erlernte Schreibkunst dazu benutzte, um seine Lebenserinnerungen zwanglos aufzuschreiben. Zwischen Galgen und Schaffott hat der Knabe seine Jugend verlebt und von früh auf an die Schrednisse des blutigen Richteramtes sich gewöhnt. Mit wenigen Worten geht der ehrenwerte Meister Berthold über seine Kindheit hinweg, angelegenheiten abberufen wurde und Gabriele mit ihrem Gatte sich plötzlich allein sah. Ihr erster Impuls war, aufzuspringen und — gleichviel unter welchem Vorwande — Manfred nachzuweilen, aber die Erwägung, daß sie durch solche Torheit sich unfehlbar lächerlich machen würde, hielt sie an ihren Platz gefesselt.

Vergessen war indes alles, was Gabriele sich am Nachmittage in der Stille für eine Aussprache zurechtgelegt — gesenkten Auges sah sie da und suchte nach einem unbefangenen Wort, das ihr über die peinliche Situation hinweghelfe.

Ein paar Minuten lang verharrte auch Gert schweigend, sie fühlte deutlich seinen erbarmungslos forschenden Blick. Weidete er sich vielleicht an der stummen Qual, die er in ihren Zügen lesen mußte.

Endlich unterbrach seine Stimme die lange Pause. „Darf ich Ihnen bis zur Rückkehr Ihres Gemahls einen Spaziergang durch den Park vorschlagen, gnädige Frau? Das Spiel der Mondstrahlen dort unten in den Gezweigen ist für mich ein langentbehrter Anblick und lockt mich mit magischer Gewalt.“ Er bot ihr, die nicht den Mut zu einer Ablehnung fand, mit einer Verbeugung seinen Arm, auf den sie sich notgedrungen, wenn auch mit kaum fühlbarem Druck ihre kleine Hand legte und sich willenlos von ihm die Verandastufen hinabführen ließ.

„Außerdem“, fuhr er, an seine letzten Worte anknüpfend, in demselben leichten Tone fort, „bin ich dem Zufall dankbar, daß er mir die Gelegenheit zu einer Erklärung Ihnen gegenüber bietet, die ich sonst schon selbst herbeizuführen beschloßen hatte.“

Sie mußte seinen Arm, den sie nur zum Schein angenommen, nun doch wirklich als Stütze benutzen, da die wankenden Füße ihr plötzlich den Dienst zu versagen drohten.

(Fortsetzung folgt.)

aber er vergißt nicht darauf hinzuweisen, daß er in dem Augenblick das Licht der Welt erblickte, in dem sein Vater auf dem Marktplatz eine Hexenverbrennung vollzog. Als Knabe findet er an wunderlichen Streichen ein Vergnügen: wenn die Nacht herniederfank, dann pflegte er sich oft unterm Galgen an der Richtstätte zu verbergen. Der einsame Wanderer, der im Dunkel die schaurige Stätte passieren mußte, hörte dann wohl ein jammervolles Wehnen und Stöhnen, schlug entsetzt das Kreuz und eilte hastig weiter, ohne zu ahnen, daß der junge Scharfrichterjohn, der das Gruseln nicht gelernt hatte, hier seinen Uebermut die Zügel schießen ließ. Er begleitet den Vater in den „Elefanten“, die alte rauchige Schänke in enger wintlicher Gasse, in der der Scharfrichter altem Brauche gemäß alljährlich seinen Tribut von den Dirnen der Stadt einholt. Vor sich den großen Weintrug, sah der alte Benz dann da und zählte sorgsam Stüd um Stüd die empfangenen Münzen. Wie der Sohn ihn auf solchen Geschäftsgängen begleitete, so empfing er auch früh eine sorgsame „technische“ Vorbildung auf seinem Beruf, und er muß ein tüchtiger Geselle gewesen sein, denn als sein Vater wegen Ungehörigkeit entlassen wird, wird sofort dem Jüngling das schwere Amt übertragen. Ein wenig beschämt bekent er, daß seine erste selbständige Einrichtung nur einem armseligen Wegelagerer das Leben kostete; ein ordentlicher Staatsverbrecher wäre ihm lieber gewesen. Ums Haar wäre Meister Berthold auch ein reicher Mann geworden. Ein Wirt namens Frisch hatte sich aufgehängt und als Scharfrichter gehörte es zu den Obliegenheiten Meister Bertholds, den Selbstmörder vom Stride abzuschneiden. Dabei genoß der Scharfrichter ein Privileg: alles, was sich innerhalb eines Kreises befand, den der Scharfrichter mit ausgestrecktem Arm und blanker Klinge ziehen konnte, ward sein Eigentum. Frisch aber hatte sich unmittelbar über eine Kellerrute erhängt und brunten im Gewölbe fand man eine stahlbeschlagene Kassette mit einem hübschen Haufen schön gemünzter goldener Dukaten. Aber Meister Bertholds Freude währte nicht lange, bald darauf tauchte ein hochmöglicher adeliger Herr auf, der es übernahm, den Schatz seinem Besitzer zurückzustellen. Meister Berthold war ein fluger und verständiger Mann und er wußte recht gut, wie es um die Justiz bestellt war: so zog er es denn vor, den Schatz herauszugeben und die liebe Freiheit dagegen einzutauschen. Bald fand er auch einen Gehilfen, wenn auch anfangs einen unwilligen, einen jungen Bildhauer, namens Weit. Meister Berthold führte einen Verurteilten zum Schaffott, der Gefangene, in einer Aufwallung der Verzweiflung, reißt sich los und flüchtet. Unwillkürlich springt der junge Bildhauer dem Scharfrichter bei und hilft den Flüchtling wieder festzunehmen. Die unbedachte Gefälligkeit sollte dem jungen Künstler teuer zu stehen kommen, denn nach altem Rechte ward ein jeder, der freiwillig dem Scharfrichter Hilfe geleistet, verpflichtet, ihm auch weiterhin zu dienen. Am Anfang weigerte sich Weit, aber er mußte nachgeben, und schließlich fand er an dem neuen Gesellschafter Gefallen und brachte es zu einem tüchtigen Hentfersgesellen. Sein Meister befragt seinen Tod auf's tiefste, von einer eifersüchtigen Frau ward der junge Geselle vergiftet. Groß sind die Einnahmequellen des Scharfrichters nie gewesen; kleine Nebenverdienste blieben stets willkommen. Die Eitelkeit der Menschen kam ihm zu Hilfe. Oft zahlten die Angehörigen der Verurteilten kleinere oder größere Summen dafür, damit der Scharfrichter bei der Vollstreckung mehr oder minder Pomp entfalte. Der junge Weit nahm dem Meister gewöhnlich diese peinlichen Verhandlungen mit den Angehörigen ab und erzeigte sich als ein waderer Rechner: eines Tages empfing er von einer Adelsfamilie sogar dreißig Goldmark, damit der Verurteilte das Vorrecht genieße, in voller Kleidung mit Stiefeln und Sporen sich köpfen zu lassen. Zum Amte des Scharfrichters zählte er auch die Verpflichtungen, mit den Todesurteilen zusammen die Hentfersmahlzeit einzunehmen. Meister Berthold tat es ungern, aber er findet sich in seine Pflicht, und gewissenhaft registriert er im Tagebuch Mahlzeiten und Gerichte. Eines Tages muß er mit einer jungen Verurteilten speisen, ein jugendfrisches, blühendes Geschöpf von bezaubernder Schönheit, die bitterlich jammert, daß sie schon sterben solle. Meister Berthold wurde sehr nachdenklich, und die Nacht schlief er wenig. Am Morgen aber, als er neben ihr auf dem Schaffott steht, schleudert er plötzlich sein Richtschwert von sich und ruft mit lauter Stimme: „Auf Grund des Rechtes des Hentfers nehme ich sie zum Weibe.“ Mit freudigem Gemurmel nimmt die Menge, von der Schönheit der jungen Verbrecherin gerührt, die Worte auf und in dem Armenünderkarren, der sie zur Richtstätte schleppte, fährt sie wenige Minuten später als Braut Meister Bertholds zur Kirche. . .

Allerlei.

Der alte Frisch und sein Flötenmeister. Der Flötenmeister Quanz stellte eines Tages Friedrich dem Großen einen seiner Schüler, einen jungen Flötenspieler, vor, der Proben vollendeter Meisterkunst ablegte. Nach Beendigung des Spiels sagte der Monarch zu Quanz, der auch ihn unterrichtete: „Ja, ich sehe jetzt, daß er mich vernachlässigt hat, denn der junge Mensch spielt besser als ich.“ „Majestät“, erwiderte Quanz, „bei dem konnte ich auch härtere Mittel anwenden.“ „Nun, welche denn?“ Der Flötenmeister machte hierauf eine ungewöhnliche Bewegung mit der Hand nach dem Ohr. „Sir Er“, meinte hierauf Friedrich II. lachend, „da wollen wir es doch lieber bei unsrer Lehnweise belassen.“

Nachahmenswerk. In Jena hatten bei den letzten Gemeinderats-Wahlen etwa 200 Wähler von ihrem Wahlrecht keinen Gebrauch gemacht. Gegen diese Bräuber geht jetzt der Gemeindevorstand auf Grund der bestehenden Gemeindeordnung vor. Jeder der säumigen Wähler, der nicht nachweisen kann, daß er durch Krankheit oder dringende Gründe, die aber sehr stichhaltig sein müssen, am Erscheinen und Abstimmen im Wahllokal behindert war, muß 3 Mark Ordnungsstrafe zahlen. Das wird sicherlich bei der nächsten Gemeinderatswahl die Zahl der Säumigen sehr ver-

mindern. Mehlisch sollte man überall im Deutschen Reich verfahren und zwar nicht nur bei Gemeinde-, sondern auch bei Landtags- und Reichstagswahlen. Zum Wahlrecht müßte die Wahlpflicht hinzukommen.

Ein Opfer des Eises. Der achtjährige Sohn des Grünwarenhändlers Schab in Leipzig, Paul Schab, wagte sich mit noch anderen Kindern auf die Eisbede der Elster und brach hierbei ein und ertrank.

Von einem Baum erschlagen. Im Gemeindevorstand von Denlingen in bayerisch Schwaben wurde der Bauer Saggenmiller von einer vorzeitig fallenden Tanne erschlagen.

Opfer der Berge. Im Moergler Lochngraben in Tirol stürzte ein gewisser Schaninger über eine steile Felswand und blieb mit furchtbaren Verletzungen tot liegen. Seine Leiche konnte nur unter großen Schwierigkeiten geborgen werden.

Ischische Heimtücke. Der ischische Fleischer-geselle Kalouset lodte in Krakau in Böhmen den deutschen Badergesellen in das Schlachthaus seines Meisters und verlegte ihm hier mit den Worten: „Hier hast du was für dein Heil-Schreiben“, du „deutscher Hund“, mit einem Messer mehrere Hiebe ins Gesicht.

Eidesverweigerung. Bei der Vereidigung der Rekruten in Budweis (Böhmen) verweigerte ein der Sekte der „Nazarenen“ angehörender Soldat den Fahneneid. Er blieb auch späterhin bei seiner Weigerung und erklärte, daß er das Gewehr, dem Befehle gehorchend, zwar tragen, aber niemals schießen werde.

Liebesdrama einer Dreizehnjährigen. In Courbevoie (Frankreich) hat sich ein dreizehnjähriges Mädchen aus Liebesstummer und weil sie von ihrem Verführer verlassen worden war, mit Strichnium vergiftet.

Schneden haben ihre Liebhaber, wie Frosch-keulen und Schwalbennester. Einen nicht unbedeutenden Aufschwung hat in den letzten Jahren die Schnedenindustrie, die sich rasch sowohl im Inlande wie im Auslande gebildet hat, im oberen Donaugebiet genommen. Der Versand wird auf nicht weniger als 6 Millionen Stüd jährlich geschätzt.

Viele Ueberfälle auf Gutschöfe werden aus dem russischen Gouvernement Tschernigow gemeldet, die durch eine wohlorganisierte Räuberbande verübt werden, deren Anführer ein den intelligenten Kreisen angehörender junger Mann ist. Vor den Ueberfällen wird gewöhnlich ein Polizeibeamter gefangen und gezwungen, sich unter Berufung auf das Gesetz Eingang zu verschaffen. Sobald der Raub vollzogen ist, wird der Polizist erschossen. Bisher sind 15 Polizisten auf diese Weise erschossen worden.

Das Buch der Königin von England. Am 12. d. M. erschien in London ein Buch der Königin Alexandra unter dem Titel „Christmas Book of Photographs“. Die erste Ausgabe von 300 000 Exemplaren ist längst ver-ausverkauft, ebenso die zweite Ausgabe von 240 000 Exemplaren, die jetzt gedruckt wird. Das Buch enthält 134 Photographien von königlichen Persönlichkeiten, interessante Gruppen, aufgenommen an verschiedenen europäischen Höfen, und verschiedene Szenen aus dem Hofleben. Die Königin hat alle Aufnahmen selbst gemacht; denn sie ist eine eifrige Photographin. Sie hat das Buch auch zusammengestellt und für die Veröffentlichung vorbereitet. Der Reingewinn wird denjenigen Wohltätigkeitsanstalten gewidmet, für die die Königin persönlich Interesse hegt.

Ächt Räuber überfielen in der russischen Stadt Chotin die Post, wobei 80 000 Rubel erbeutet wurden. Der Aufscher und ein Wächter wurden getötet. Drei andere Begleiter verletz.

Die Fremdenkolonie in Fes. Aus Fes wird berichtet: Dem Einzuge Malai Sids in Fes ist ein rasches Wiedererstarken der Fremdenkolonie gefolgt. Schon heute gehen in der Hauptstadt Marokkos zehn Engländer, 6 Deutsche, vier Franzosen, sechs Spanier und zwei Italiener ihrem Berufe nach, und vor kurzem ist auch die erste europäische Frau wieder in Fes eingetroffen, die Gattin eines dort lebenden Franzosen. Nachdem im Lande jetzt vollkommene Ruhe herrscht, beschäftigen auch die anderen Frauen nach Fes zurückkehren, und anker ihnen werden noch eine weitere Anzahl europäischer Familien erwartet, sobald die Fremdenkolonie in den nächsten Wochen ihren alten Stand erreichen und wahrscheinlich bald überfüllt wird.

Vom Kaiserhof. Unteroffizier (zu einem Rekruten, der vergessen hat, seinen Tornister aufzuschließen): „Sie altes Kamel, nun kommen Sie schon gar ohne Söcker zur Uebung!“ „Lustige Woche“.

Merktafel für Gerichtsurteile.

Versäumte Teillieferung. Bleibt ein Verkäufer, mit dem ein Lieferungsvertrag abgeschlossen wurde, mit einer abgerufenen Teillieferung in Verzug, so hat nach einem Dresdener Oberlandesgerichtsurteil der Käufer das Wahlrecht, d. h., er kann vom ganzen Vertrag zurücktreten oder die verspäteten Lieferungen annehmen und Schadenersatz wegen der Verpätung verlangen.

Vorsicht bei Verzählung. Schuldet jemand Kapital und Zinsen, wird aber nur wegen Nichtzahlung der Zinsen verklagt, so wird dadurch, wie der 4. Senat des Reichsgerichts feststellte, die Verzählung der Kapitalforderung nicht unterbrochen. Das Kapital würde also eventl. verloren gehen, wenn es nicht auch noch rechtzeitig eingeklagt wird.

Betrug beim Spiel. Gesamtlisch können Gewinn-Ansprüche aus Spielverträgen nicht bei Gericht geltend gemacht werden, auch wenn das Spiel weder gegen die guten Sitten noch gegen ein gesetzliches Verbot verstößt. Es kann nun aber vorkommen, daß ein Spieler durch einen anderen Spieler in Verzug verlegt und bestimmt wird, ihm seine Geldeinsätze zu überlassen, obwohl er nach den Spielregeln hierzu nicht verpflichtet wäre. Der Strafsenat des Reichsgerichts hat entschieden, daß mit einer solchen Täuschung eine absichtliche Vermögensschädigung erldit werden kann, also auch die Aneignung eines rechtswidrigen Vermögensvorteils eines Betrugs, der sehr wohl vor das Forum des Gerichts gehört.

Berechtigter Zurüdtitt vom Mietvertrag. Wie das Oberlandesgericht Braunschweig in einem Fall entschieden hat, der in den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches über die Miete nicht vorgelesen ist, ist ein Mieter berechtigt, schon vor Beginn der Mietzeit von dem Mietvertrag zurückzutreten, wenn der Vermieter sich weigert, ihm die Wohnung bei Beginn der Mietzeit in einem zu dem vereinbarten Gebrauche geeigneten Zustande zu überlassen. Das Urteil beruht auf den allgemeinen Vorschriften über den Verzug bei gegenseitigen Verträgen.

Ruhiger Schlaf

ist der größte Wohltäter. Wer ein Getränk haben will, das niemals den Schlaf stört, der genieße Rathreiners Malzkaffee.

Gänse!

fr. jung, fette Hasenmaße, sauber gerupft, 7-10 Pfd., à 45-48 Pf. tägl. frisch geschl., verl. g. Nachm. H. Grigull, Gänsezüchterei, Gr. Friedrichsdorf.

Kopfläuse

mit Brut vernichtet radikal Bade- machers Goldgelb. Patentmittel. Geht No. 75108. Garantiert u. farblos. Beseitigt d. Kopflaus von Schuppen, befeuchtet den Haarschaft, verhilft zur raschen Heilung. Wichtig für Schädlinge. Flasche 50 Pf. Erhältlich in den Drogerien.

Schöne ital.

Bucht u. Gegehäuser. Feiert seit 30 Jahren. Gut und billig. Geflügelhof Becker Nr. 235, Weidenau Sieg. Preisl. mit Abbild. kostenlos.

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianinos mit eingebautem Klavierspielapparat. Pianolas mit Themodist und Metrostyl, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu b-queinen Bedingungen.

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Piano-Fabrik, gegr. 1794.

Barmen,

Neuerweg 40. Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses.

IBACH

Tafelbutter 10 Pfd. - Koll. postfrei 9,00. P. Epstein, Tusi 44e Oesterreich.

Tausende Raucher

empfehlen. meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak. 1 Tabakspfeife umsonst zu 9 Pfd. meines berühmten Förster- tabak für M. 4.25 frk. opid. Pastorentabak u. Pfeife kost. aus M. 5. - frk. 9 Pfd. Jagd-Kanastern, Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanastern mit Pfeife M. 7.50 frk. 9 Pfd. Frankfurter Kanastern m. Pfeife kost. frk. M. 10. - gegen Nachnahme. Bitte anzu- geben ob nebenstehende Gesandheitspfeife oder eine lange Pfeife erwünscht. E. Köller, Bruchsal (Baden) Fabrik. Weltruf!

Einmachfässer,

60 75 100 Liter Inhalt 6,50, 7,50, 10,50 Mark.

Gläserbütten, Waschküchen

u. verzierte Pflanzenkübel in starker, solider Arbeit emp- pfiehlt die

Fabinderei H. Metzkes,

Langenberg-Ab. Thalerstr. 183

6 erstklassige

Pianinos, nur kurze Zeit in Miete ge- standen, habe mit 20jähriger Garantie billig zu verkaufen.

E. Hilger, Essen,

Grabenstr. 109, Nähe Viehhofpl.

Meisterkurse für die Provinz Westfalen.

Am 11. Januar 1909 beginnt je ein neuer achtwöchiger Meisterkurs für Schneider, Schuhmacher, Bauschlosser und Kunstschmiede, Bau- und Möbelschreiner, ferner für Dekorationsmaler, Holz- und Marmormaler im Handwerstammer- gebäude in Dortmund, Kaiserstraße 78.

Aufgenommen werden Schneider- und Schuhmacher- meister, Schlosser- bzw. Kunstschmiede- und Schreinermeister, Malermeister, sowie solche Gesellen, die sich in Kürze selbst- ständig machen wollen.

Anmeldungen sind bis spätestens 10. Dezember 1908 unter Beifügung eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes, eines amtlichen Führungszeugnisses und der Ausweise über die Lehrlings-, Gefellen-, Militär- und event. Meisterverhältnisse an den mitunterzeichneten Leiter der Kurse einzureichen.

Das Unterrichtsgeld beträgt 20 Mk. für den Kursus. In der Regel erhalten die Teilnehmer reichliche Beihilfen zum Lebensunterhalte.

Geschäftszimmer des Leiters:

Dortmund, Schwanenwall 41.

Die Westfälischen Handwerstammer sind zu weiterer Auskunfterteilung gern bereit.

Die nächstfolgenden Kurse in den 4 erfigenannten Hand- werstzweigen werden voraussichtlich am 7. Juni 1909 beginnen. Dortmund, den 29. Oktober 1908.

Das Kuratorium:

Schmidling, Ober-Bürgermeister, Geheimrat Regierungsrat.

Der Leiter:

Kegling, Direktor.



Singerichtet

sind alle Augen auf das grosse Musik- und Versandhaus von

Andreas Aurisch,

Gelsenkirchen, Dikampstr. 5, am Bahnhof, Dortmund,

Rheinischestr. 10, Marzloh, Provinzialstr. 23.

Beachten Sie nur meine 9 grossen Schaufenster.

Stets die größte Auswahl in sämtlichen Instrumenten, Bestandteilen und den neuesten Musikalien. Speziell in

Bandoneons nur das beste und billigste Fabrikat.

Teilzahlungen gestattet bei Vorlegung der Bapiere.

Anzahlung auf Bandoneons nur 20 bis 30 Mk.

Fahrt 4. Klasse wird jedem Bandoneonkäufer vergütet.

Unterricht in allen Instrumenten frei. Musiklehrer sind in allen Orchestern von mir angestellt.

Hochachtungsvoll Musikdirektion Aurisch.

Eigene Bandoneonbau- und Reparaturwerkstatt.



Billigste und beste

Zigarren

kaufen Sie nur direkt aus einer grossen und leistungsfähigen Fabrik. Ich versende 100 Stück

3 Pfg.-Zigarre zu Mk. 1.40, 1.80, 1.90

4 " " " 2.00, 2.20, 2.40

5 " " " 2.70, 3.00, 3.50

6 " " " 3.80, 4.20, 4.0

8 " " " 5.00, 5.50, 6.00

10 " " " 6.50, 7.00, 7.50

bis 15 Mark pro 100 Stück.

Um jeden von der Preiswürdigkeit der Fabrikate zu über- zeugen, versende 100 Zigarren in 10 verschiedenen Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl per Nachn. 500 Stk. franko

P. Pokora, Zigarrenfabrik,

Neustadt, Westpr. Nr. 119 B.

Erfahrener Hammer Schmied,

der selbständig nach Zeichnung arbeiten kann, sowie

2 tüchtige Hebeleute

für 800tons-Pressen fof. für dauernde Stellung gesucht

Press- und Walzwerk-Aktiengesellschaft

Düsseldorf-Reicholz.

Tüchtige

Schlosser

für Eisenkonstruktion

auf sofort gesucht.

Berninghaushütte.

Zum baldigen Eintritt suche ich ein kräftiges

Halbtagsmädchen

für Hausarbeit.

Frau Hugo Hein,

Königsstele, Wilhelmstr. 124.

Zigarrenvertreter

von leistungsfähiger Zigarren- fabrik, die in 5, 6, 8 u. 10 Pfg.- Zigarren vorwiegend helle, ge- drehte Decker liefert, unter günstigen Bedingungen per sofort gesucht, evtl. mit Kom- missionslager.

Offerten unter K. A. 4602

an Rud. Mojje, Köln.

Geschäftshaus

eventl. Bauplatz in Linden

Königsstele bei guter Anzah- lung zu kaufen gesucht.

Gest. Offerten mit Angabe des Kaufpreises und Räumlich- keiten beliebe man zu richten

unter O. S. 1876 an Saalen- stein u. Bogler, K.-G., Köln

a. Rh.

1 Pferd

und 1 starker

Flachwagen

zu kaufen gesucht.

J. F. Feuerstein,

Sattlingen-Ruhr,

Große Weist. 25. Fernruf 171.

Ein Privatbeamter bittet um

ein

Darlehn von 300 Mark

gegen monatliche Rückzahlung

nebst Zinsen.

Angebote u. H. 1426 an die

Geschäftsst. d. Stg. in Sattlingen.

Anerkannt

sehr leistungsfähig

ist die Weltfirma

Gebrüder Rauh

Stahlwarenfabrik u. Versandhaus I. Ranges. Versand direkt an Private.

Alleinige Fabrikanten der berühmten Solinger Stahlwaren Marke „Brillant“.

Nachstehende Gegen- stände versenden wir

30 Tage zur Probe!

Neu! Gesetlich geschützt!

Vexier-Nicker- Taschenmesser

„Herold“

Noch nie dagewesen

Bei keiner Konkur- renz, in keinem La- den, nur bei uns zu haben.

Nr. 1904. Hoch-

u. dauerhaft gear- beitetes Taschen- messer mit zwei aus prima Stahl geschmiedeten

Klingen u. Kork- zieher, echtes Hirschhornheft m. Neusilberbeschlä- gen unter Garan- tie, zum Preise von

1,50 M. franko.

Die groß. Klinge kann nur von Ein- geweihten geöffnet werden.

Genauere Gebrauchsanweisung wird jedem Messer beigegeben.

Für nur 15 Pf. erhält jeder seinen eigen- en Namen in hochfein verzierter Gold- schrift in die Klinge graviert.

Versand unter Nachn. od. geg. Vorauszahlung des Betrages.

Garantieschein: Nicht gefall. Waren tauschen wir bereitwilligst um od. zahlen Geld zurück.

Umsonst u. portofrei ohne Kauf- sende wir auf Wunsch an jedermann unseren grossen illustrierten

Weihnachts-Pracht-Katalog

ca. 5000 Gegenstände enthaltend u. zwar: Beste Solinger Stahlwaren

aller Art, Rasierutensilien, Haarscher- Ma- schinen, Haus- u. Küchengeräte, Gartengeräte, Werkzeuge aller Art, Waffen u. Jagdartikel,

Fahrräder, Fahrradzubehör und Sportartikel, Optische Waren, Luxus- u. Geschenkartikel,

Uhrketten, Gold- und Silberwaren, Uhren, Port- monnaies u. and. Lederwaren, Bürsten- waren, Haarschmuck, Seifen und Parfüms,

nützliche Bücher, Pfeifen, Zigarren, Musik- instrumente, Kinderspielwaren aller Art, Christbaumschmuck u. viele andere

Artikel in grosser Auswahl.

Der Weltruf unserer Firma bürgt dafür, dass nur elegante, gediegene un preiswürdige Ware zum Versand kommt.

Ueber 6000 lobende Anerkennungsschreiben bestätigen Güte und Qualität unserer Waren.

So schreibt Herr Stark unaufgefordert: „Teile Ihnen mit, dass ich mit der von Ihrer werten Firma gelieferten Ware sehr zufrieden bin. Die- selbe ist sehr solid gearbeitet und übertrifft, wie ich mich selbst überzeugt habe, alle ande- ren Fabrikate an Dauerhaftigkeit und erstaun- lich billigen Preis. Bei Bedarf werde ich mich stets an Sie erinnern.“ gez. B. Stark.

Bei Sammel-Aufträgen Extra-Vergütungen.

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

BRILLANT FABRIK-MARKE

Preussisches Städteleben vor hundert Jahren.

Am 19. November 1808 wurde die preussische Städteordnung erlassen, dieses erste bedeutsame Geschenk der Stein'schen Reformen, das dem deutschen Bürgertum Selbständigkeit und freie Entfaltung seiner Tätigkeit bringen sollte. Eine gewaltige Umformung begann damit im preussischen Städteleben, denn der Staat Friedrichs des Großen hatte den Bürgern wenig Gelegenheit zur Betätigung ihrer Kräfte gegeben, und innerhalb der alten verfallenen Stadtmauern herrschten recht traurige Zustände und arge Verwahrlosung. Ein anschauliches Bild preussischen Städtelebens vor hundert Jahren entwirft der Breslauer Privatdozent Johannes Ziefurth an dem Beispiel der schlesischen Verhältnisse, die mit denen im übrigen Preußen übereinstimmen, in einem soeben bei Hermann Costenoble in Jena erschienenen Werke „Das Ergebnis der preussischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins“. Die Städte boten zumeist einen verfallenen, dem Schmutz strotzenden Eindruck. Die Unreinlichkeit der Straßen kam daher, daß zur Wasserleitung nur hölzerne Röhren gebraucht wurden, die schnell undicht wurden und dann den Boden durchtränkten. Eine Kanalisation fehlte. Allen Unrat und das Schmutzwasser aus den Häusern mußt die tieferliegenden Gassen aufnehmen. Dazu schaute man sich nicht, wie es in einem Breslauer Bericht heißt, „jeden Unrat, sogar verrottete Tiere und menschlichen Abgang herauszuwerfen, daß dergleichen Unrat, wenn er Montags herausgeworfen wird, bis Sonnabends in der Sonne brüht. Natürlich vermehrt das die Ungeundheit dieses Ortes, die durch die zusammengepreßte Menge von Menschen ohnehin groß genug ist, und infiziert die Luft dermaßen, daß, wenn man besonders in Frühlingstagen aus dem Freien in die Stadt zurückkehrt, man in eine Kohlengrube herabzuftigen glaubt“. Beim Eintritt des Tauwetters „glück die Stadt in ein Chaos, in welchem sich Fußgänger und Kutschen mühselig durch Arbeiter, Aufseher und Eiswagen durchdrängen mußten. Aus dem Stadtfußel erhielt der Scharfrichter jährlich zehn Reichstaler, für die zur Wegbringung der freigelegten Leichen besonders gehaltenen Leute“. 1804 erinnerte der Magistrat durch die Zeitungen an das Verbot, im Innern der Stadt Schweine zu halten und zu mästen. Die Straßenbeleuchtung war derart, daß nach dem Urteile des Magistrats „das Publikum Arm und Bein zu brechen riskierte“. Viele Städte entbehrten noch völlig des Straßenpflasters; nach mittelalterlicher Art, waren die Gassen mit Holz belegt, welches nicht behauen, sondern den sogenannten Klippelbrüden gleich, so bei dem Fahren die unangenehmsten Stöße gibt. Die Altstadt mit ihren kleinen einstöckigen Häusern, die nur in den größeren Orten aus Ziegeln, in den kleineren aus Fachwerk oder gar aus Schrottholz waren und zwischen denen nur hin und wieder ein schönes mehrstöckiges Steinhaus stand, zog sich mit ihren zahlreichen Scheunen und Ställen ohne Sonderung in die Vorstädte hinein und der starke Viehbestand gab auch den größeren Städten ein bössliches Aussehen. Die schlechte Bauart der Häuser, unter denen zwischen den Schindeldächern nur selten ein rotes Ziegeldach hervorleuchtete, führten zahllose Brände herbei. Auch die Verwaltung und besonders die Polizei ließ viel zu wünschen übrig. Im Breslauer Gefängnis z. B., dem sog. „Stod“, war zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die Verpflegung der Gefangenen eine so schlechte und primitive, daß sie allen Begriffen von Humanität Hohn sprach. Die Häftlinge mit eigener Anstandsleistung zu versehen, war im allgemeinen nicht üblich, man verließ sich hierzu nur in Ausnahmefällen. Dies hatte den Nachteil, daß die ersteren in der nächtlichen Verfassung, in welcher sie eingebracht wurden, im Stode weiter vegetierten, und mit ihrer Unreinlichkeit und den ihnen anhängenden Anstandsstoffen bald auch die Gesunden und minder Vermögenden infizierten. Die Zahl der Lehrer war so gering, daß häufig die Organisten, Glöckner und Küster den Unterricht erteilen mußten. Die Ausbildung der Mäd-

chen war mehr als dürftig, wofür sie überhaupt zur Schule gingen. Die Gehälter der städtischen Lehrer waren so lächerlich, daß sie, sogar die Breslauer Gymnasiallehrer gezwungen waren, zu betteln, d. h. Hauskollekten zu veranstalten. So stand im großen und ganzen beim Zusammenbruch des preussischen Staates das schlesische Bürgertum ungefähr auf der gleichen niederen Stufe wie beim Beginn der preussischen Herrschaft in Schlesien, und in den anderen preussischen Provinzen war es nicht viel besser. Trotzdem stieß die Reform, die in all diesen Mißverhältnissen Wandel schaffen sollte, nicht nur bei den Beamten, denen vielfach ihre Macht genommen wurde, sondern auch bei den Bürgern, denen damit die Freiheit geschenkt wurde, auf heftigen Widerstand. Einige Orte flehten um die Gnade, sie mit dem neuen Gesetz zu verschonen. Die Einführung der Städteordnung ging über ihre Kräfte, dazu fehlte es ihnen an Kenntnissen und an der Zeit und das Gesetz wurde an der Armut und Dummheit der Bürger scheitern. Der Breslauer Magistrat bezeugte die Durchführung der Städteordnung als eine herkulische Arbeit, mit der er sich sein eigenes Grab grabe. So fanden die Reformer zunächst nicht die für sie so notwendige Anlehnung an größere Volksmassen. Wie wenig man die Städteordnung damals in ihrer Bedeutung zu würdigen wußte, geht aus der Tatsache hervor, daß von 62 durch Ziefurth eingeleiteten schlesischen Städtechroniken sechs die Einführung der Städteordnung überhaupt nicht erwähnen und 46 sie ganz kurz, manchmal mit zwei bis vier Zeilen, abtun, während sie einer Drillingsgeburt ganze Seiten widmen. Der Segen der neuen Reform machte sich erst viel später bemerkbar.

Erinnerungen an St. Privat.

In „Sarpers Magazine“ gibt Robert Stadler unter dem Titel „Wie ich das elterliche Kreuz gewann“ die schillernde Erzählung eines deutschen Veteranen, Wilhelm Guldner vom 2. Garde-Grenadier-Regiment wieder, der am Tage von St. Privat im dichten Regen die Fahne seines Regiments trug. Am Morgen des 18. August, an dem die große Schlacht bei Gravelotte stattfinden sollte, da waren wir früh auf. Wir hatten wenig geschlafen, und als wir einen Adjutanten zu einem unserer Offiziere lagen hörten: „Besser nicht in Massen vorgehen“, da wußten wir, daß die Jüngsten, was damit gemeint war. Wir trugen unseren Koffer an diesem Morgen nicht vor, sondern wir merkten, daß es zur Schlacht ging, denn die Mannschaften wurden in Protokollanten und Katholiken geteilt, und der Pfarrer und der Pastor sprachen jeder zu seinen Leuten. Viele gaben ihnen Briefe und trugen ihnen Grüße an die Ihren auf. Ich nahm die Fahne aus ihrer Hülle und entfaltete sie, da wir in Schlachtlage standen. Der Kanonendonner wurde schwerer und lauter; es war ein wildes Dröhnen, aber noch war es nicht nahe bei uns. So standen wir, aber noch war unsere Stunde nicht gekommen. Als sie kam, war es furchtbar. Es muß etwa 4 Uhr nachmittags gewesen sein, als der Oberst an die Spitze des Regiments ritt und wir alle strammten wie bei einer Parade. Und dann jagte er mit seiner scharfen Stimme: „Leute, das Regiment hat einen guten Namen, und ihr werdet ihm einen noch besseren verschaffen.“ Nun ging los, gegen ein Dorf, aus dem die Franzosen eine starke Befestigung gemacht hatten. Wir wählten den Namen, aber es war St. Privat. Und bald fiel unser erster Mann; denn wir stürzten unter das Feuer der Chassepots und konnten doch den Feind nicht nicht fassen. Ein Regen von Kugeln kaskadierte über uns nieder; wir stürzten etwa 50 Meter vor und warfen uns dann flach nieder, und so noch einmal. Wie wir lagen, sah ich, daß die Offiziere standen, kühl und ruhig. Die Granaten plätscherten, der Oberst fiel und der erste Major übernahm das Kommando. Er nahm das Gewehr des Toten, schloß es ab und schrie: „Vorwärts! Vorwärts!“ Als das sah ich kaum. So beschloß ich war ich und kein anderer Gedanke in der Wildt erfüllte uns, als den Feind zu stürmen und das Dorf zu nehmen. Erst fiel mein rechter Nebenmann, dann mein linker, mit acht Kugeln einer Wirtelkugel im Leib. Nun standen wir vor dem Dorf und gingen zum Bajonett-Angriff vor. Und wir sahen in die wilden Gesichter der Franzosen und wurden mit ihnen handgemein. Wir kletterten über Mauern und Barrikaden und feuerten und bajonettierten und kämpften in den Straßen. Ich war immer vorn in dem Lärm, Rauch und Gewirr. Andere Regimenter stürmten in das Dorf und nach einer Weile — ich kann nicht sagen, wie lange es war — war der Platz unser. Wie ich das so erzähle, so scheint's vielleicht eine einfache Sache. Aber bei der Parade vor der

Schlacht, da waren wir 2900 Mann und mehr als 50 Offiziere gewesen, und wir verloren in dem Kampf 40 Offiziere und mehr als 1000 Soldaten. Mörderisch war es gewesen, aber es war notwendig. . . .

Falsche Tischgewohnheiten.

Die allgemein verbreitete Sitte, das Mahl mit dem Genuß von Reizmitteln wie Kaffee und Tee zu beschließen, wird in der bekannten medizinischen Zeitschrift The Lancet einer interessanten Untersuchung unterzogen. Weder der Kaffee noch der Tee und die von den Herren nach gutem Diner so hoch geschätzte Import-Zigarre haben auf die Verdauung den günstigen Einfluß, den man ihnen in der Regel beimißt. Der Kaffee hat sogar auf die Verdauung eine hemmende und verlangsamende Wirkung, die in der leicht verurteilten Schlaflosigkeit sich spiegelt. Die Kaffee- aber, der Curacao, Chartreuse und Benedictiner wirken günstig gegen Blähungen und sie sind daher nur dann nützlich, wenn man mehr Nahrung zu sich genommen hat, als es eigentlich nötig gewesen wäre. Die reinen Spirituosen, wie Kognak und dergl., haben weniger auf die Verdauung als auf das Nervensystem Einfluß, und die den Nerven gebrachten Anregungen wirken der Verdauung eher entgegen und beeinträchtigen ihren regulären Ablauf. Dadurch jedoch wirken sie wiederum hemmend auf die Nerven zurück. Dieser eigenartige Paradoxismus der Wirkungen scheint die französische Sitte zu rechtfertigen, die die Kaffee gleichzeitig mit dem Kaffee servieren läßt; aber damit komplizieren sich die Wirkungen und belästigen sich gegenseitig. Schwieriger sind die Wirkungen des Tabaks zu prüfen. In manchen Fällen scheint er die Verdauung zu verlangsamen, in anderen zu beschleunigen. Man kann jedoch annehmen, daß auf Leute, die unregelmäßig verdauen, der Genuß von Reizmitteln bei oder nach dem Dessen eher einen Nachteil als einen Vorteil einbringen. Die meisten Dessen, die heute serviert werden, sind schon an sich Reizmittel und die Hinzufügung von Kaffee und Tee bedeutet nur eine Überreizung der Nerven. Die Sitte hat sich nicht aus körperlichen Erfordernissen heraus entwickelt, sondern nur aus rein künstlichen Ursprüngen angelehnt. Das wird auch dadurch bewiesen, daß Leute, die in der Nahrungsaufnahme eine gleichbleibende Mäßigkeit innehalten, ohne große Ueberwindung auf den Genuß dieser Reizmittel verzichten können, ohne dabei störende Folgewirkungen zu verspüren.

Ein ägyptischer Verbrecherfriedhof.

Über die jüngsten Erfolge der britischen Ausgrabungen in Ägypten hat der Präsident des ägyptischen Ausgrabungsfonds, F. A. Hilton in London, jetzt ausführlich Bericht erstattet. Zwischen dem Nildamm und der Insel El Sella sind in einer Ausdehnung von zwei Meilen nicht weniger als elf altägyptische Friedhöfe aufgefunden worden, deren ältester in prähistorische Zeiten zurückreicht. Besonders interessant waren darunter eine Anzahl von Gräberkomplexen, die ausschließlich der Bestattung von Sklaven und von Verbrechern gedient haben. Unter den aufgefundenen menschlichen Resten befinden sich eine größere Anzahl, die noch die Schlinge um den Nacken tragen, an der sie zur Richtstätte geführt wurden. Andere wurden enthauptet und es fanden sich auch Körper, bei denen man beobachten konnte, daß der Schädel eingeschlagen war, daß sie Speerwunden im Rücken zeigten. Auch ein Kirchhof fremder christlicher Mönche wurde aufgefunden. Unter den geborgenen Skeletten entdeckte man den ersten Fall von Podagra, den man bisher in Ägypten festgestellt hatte. Bei einer Mumie gelang es festzustellen, daß Blinddarmentzündung die Todesursache gewesen war. Zwischen den menschlichen Gräbern fand man auch eine Reihe von Grabstätten, die der Bestattung von Hunden gedient hatten. Bei einzelnen Tieren fand man noch kleinere Schmuckstücke, wie Eisenbeinträger, die die Beine des Hundes zierten; andere trugen lederne Halsbänder, und bei einem fand man auch eine Lederleine. Danach scheinen die alten Ägypter schon in frühesten Zeiten Schoßhunde besessen zu haben, die von ihnen sehr verwöhnt und verhätschelt wurden, denn bei vielen der Hunde war das Gebiß sehr verfallen, ein Zeichen, daß mit besonderen Ledereien nicht gefargt wurde. In der Stätte des alten Memphis hat Professor Flinders-Petrie die Fortsetzung der Ausgrabungsarbeiten bereits wieder aufgenommen und man erwartet von diesen neuen Forschungen interessante Aufschlüsse über das häusliche Leben des ältesten Ägypten.

Radbod.

Dieser Name ist heute in aller Munde, knüpft sich an ihn doch eines der schrecklichsten Grubenunglücke, welches bisher unsere deutsche Bergbauindustrie heimgesucht; durch die am 12. November 1908 erfolgte Grubenkatastrophe hat fast die ganze Nachschichtbelegschaft ihr Leben lassen müssen.

Eine Wegstunde nördlich von Hamm liegt die der Bergwerks-Gesellschaft Rier-Hamm (Westf.) gehörende Steinkohlengrube Radbod, im Jahre 1905 wurde sie in Angriff genommen und im Jahre 1907 konnten bereits 49 150 Tonnen gefördert werden. Die Zeche förderte im 1. Halbjahr 1908 88 000 Tonnen bei einer Gesamtbelegschaft von 1300 Köpfen. Radbod besitzt 2 Schachtanlagen, doch wird der ganze Betrieb auf Schacht I bewältigt. Schacht II ist noch nicht zur Förderung in Benutzung genommen, er dient nur als Wetterabschacht. Die tägliche Förderung von 1400 Tonnen versprach den Besitzern der 3000 Anteile einen guten Gewinn, zumal die Kohle (Bettkohle mit Gasföhlencharakter) sehr gefragt ist, und die Gewinnung unter günstigen Verhältnissen (geringer Wasseraustritt, in Gegenlage zu den Ruhrzechen) erfolgte.

Um einen sechsten Bergmannsstand anzusiedeln, hat die Zecheverwaltung ein circa 500 Morgen großes Gebiet angekauft, auf diesem 600 freundliche Einfamilienhäuser (nach dem Weheler System) vom Bauat Liebold erbauen lassen und diese als Rentengüter, mit einem halben Morgen Land, an die Bergleute abgegeben.

Über diese Arbeiterkolonie ist nun das furchtbare Unglück gekommen wie ein Dieb in der Nacht. — — — Ein feuchter Nebel liegt auf der weiten ebenen Fläche; hunderte von Menschen, Männer und Frauen, wandern hinaus zum Unglücksort; viele von ihnen haben Angehörige unter den Toten und Vermissten; überall erblickt man ver-

meinte Gesichter; sie können es kaum fassen, glauben nicht daran, daß jede Rettung ausgeschlossen. Und doch ist an keine Rettung der eingeschlossenen Knappen zu denken, denn die Räder des Förderturmes stehen still, und ein Anschlag am Zechentor teilt mit, daß niemand einfahren kann. Ein anderer Anschlag besagt, daß die Belegschaftsmitglieder auf Zeche Werne und Wendel Arbeit finden können. Eine dichtgedrängte Menge umfließt eine Tafel, auf welcher die Namen der Vermissten aufgeführt sind, eine lange Reihe, 302 Knappen.

Vor dem Zechentor stehen gruppenweise Hunderte von Belegschaftsmitgliedern und besprechen die Ereignisse der letzten Tage. Ich mische mich unter diese Leute. Was ich da höre, läßt allerlei Schlüsse auf das schreckliche Unglück zu. Seit einiger Zeit sollen schon kleinere Explosionen erfolgt sein; vor 14 Tagen hat auch ein Brand in Revier 6 stattgefunden, bei welchem die Steiger Stens und Carrier erheblich verletzt wurden.

Diese Signale aus der unsichtbaren Welt sind aufscheinend nicht beachtet worden, denn vielfach wurden Klagen über unzulängliche Belüftung laut. Diesbezügliche Beschwerden sollen nicht beachtet worden sein. Es wurde noch manderlei angeführt, doch wird bei solchen Anlässen übertrieben und auch direkt unwahre Behauptungen werden aufgestellt.

Die wiedergegebenen Vorgänge werden aber auf Tatsachen beruhen, denn sie wurden von allen Seiten bestätigt. Allseitig wurde die gute Wetterführung gelobt. Nach Ansicht der Bergleute hat die Explosion auf der 777 Meter-Sohle (II. Sohle) stattgefunden und ist dann nach der 850 Meter-Sohle (III. Sohle) heruntergeschlagen, denn der Förderaufseher der III. Sohle ist 5 Meter vom Schacht erschlagen aufgefunden worden. —

Durch das Zechentor schreitend gelangt man an das

primitive Verwaltungsgebäude; hier wehrt eine starke Gendarmerie- und Schutzmannschaft dem Publikum das weitere Vordringen.

Dede liegt der große Zechenplatz vor uns und wo sonst surrende Räder die Mäul machen, hört man jetzt nur das Weinen und Wehklagen der Angehörigen der von einem schrecklichen Tode heimgeführten Knappen. Mütter mit dem Säuglingen auf den Armen stehen weinend auf dem Zechenplatz, Frauen und Kinder stehen schluchzend daneben und schauen mit rotgeweinten Augen hinüber zum Unglücksort; doch der Vater kommt nicht wieder, keine Rettung, keine Hilfe ist möglich, denn der Schacht, der einzige Rettungsweg, ist geschlossen. Der Schmerz möchte einem beim Anblick dieser Witwen und Waisen das Herz zerreißen.

Sier kann man sagen: „Am Trost ist mir sehr bange.“ Elliche Pfarrer reden auf die Leute ein, doch zum Heimgehen sind sie nicht zu bewegen.

Viele Bergleute holen ihre Abfehr; hierbei wird ab und zu ein drohendes Wort laut, doch die Mehrzahl trägt das schreckliche Unglück mit Ruhe; wohl laufen manchem alten Knappen beim Erzählen der Rettungsarbeiten die Tränen über die Wangen, aber einen fassungslosen Weheausbruch habe ich nicht gehört.

Von manchen Bergmannsleuten hörte ich es aussprechen: „Gottes Wege sind unerforschlich und was er tut, ist wohlgetan!“ Solche Worte aus schlichtem Munde wirken oft besser wie manche Predigt.

Mit eilichen Berufsleuten betrete ich das Verwaltungsgesamte, wenn man dieses in der Eile zusammenge-schloene Gebäude so bezeichnen darf.

Beamte eilen hin und her und oeben den um Auskunft bittenden Angehörigen Nachricht. Zwei junge Polen aus dem Berner Revier erkundigen sich nach ihrem Bruder, als ihnen der Bescheid wird, daß auch er zu den Vermissten gehört.

Für die Hinterbliebenen der Opfer der Zeche Radbod.

Was staut sich um der Zeche Schacht
Das Volk in schredlichem Gedränge? —
Den langen Tag, die bange Nacht
Hält grauenvoll die Totenwacht
Der Frau'n und Kinder bleiche Menge;
Der Klagerufe grauer Chor
Schlägt dumpf an mein entsehtes Ohr —
Wer möchte kalt vorübergehen? —
O kündet mir's: Was ist geschehen?

Und angstvoll fliegt von Mund zu Mund:
Da unten mit entstellten Zügen
Lief in der Erde Feuerschlund —
Ein schauerlicher Totenbund —
Dreihundert brave Knappen liegen;
Der Wetter fürchterlicher Strahl
Hat sie getroffen allzumal,
Rein Retter durch die Feuerfäulen
Den Armen darf zu Hilfe eilen!

Gesund und froh vom Vaterhaus
Sind gestern abend sie gegangen.
Nun hält — denn ihre Schicht ist aus —
Des Todesengels kalter Graus
Ach, in dem Stollen sie gefangen!
Nicht reicht den Eltern mehr der Sohn
Der Hände hart verdienten Lohn.
O, könnte doch das Weib den Gatten,
Das Kind den Vater nur bestatten!

Doch nimmer gibt er sie zurück,
Die er gefaßt mit eh'nen Krallen;
Welch' ein entsehtes Gesicht:
Kein Abschiedswort, kein lieber Blick
Emporsteigt aus des Todes Hallen!
Zum Aschenhäuflein jäh verbrannt,
Noch am Geheiß ruht die Hand,
Die froh bemüht, daheim die Treuen
Zum Weihnachtsfeste zu erfreuen.

O Weihnachtszeit, du Fest der Lust,
Wie streust du Liebe in die Weiten!
Sollt' ihnen meine frohe Brust,
Die, ach, so schnell dahin gemüht,
Ein Festgebirge nicht bereiten?
Heiland und Helfer Jesu Christ,
Komm, senke du zu dieser Frist
Der Liebe Saat Korn in die Seelen,
Daß wir der Bruderpflicht nicht fehlen.

Wir, die des sonn'gen Tages Licht
Genießen mit zufried'nen Sinnen,
Indes der Knapp' in strenger Pflicht
Der Tiefe dunkle Schätze bricht,
Allzeit umhüllt vom Totenlumen! —
Ein letzter Abschiedsgruß hinaus
Nach Zeche Radbods Totenhaus
Und dann mit tätigem Erbarmen
Genacht den hinterblieb'nen Armen!

Und steht du dann im Strahlenschein
Vor deines Weihnachtsbaumes Kerzen,
Dann wird die Freude nicht allein,
Rein, weil geteilt, doppelt sein:
Dank rufen deinem milden Herzen,
Die fern vom gold'nen Tageslicht
Ruh'n in der ew'gen Feierschicht,
Daß ihren tiefgebeugten Lieben
Ein süßer Weihnachtsstrost geblieben!

M.-Styrum, 13. Nov. 1908 Pfarrer Müller.

Brechen sie in ein herzzerreißendes Schluchzen aus. Solche Szenen wiederholen sich. Nach einstündigem Warten erhalten wir von einem Beamten die Erlaubnis zur Besichtigung der Anlagen; diese Vergünstigung hatten wir dem Manne geradezu abgerungen, denn eigentümlicher Weise verhielt sich die Verwaltung der Zeche gegenüber abweisend und kühl bis ans Herz hinan. Dieses Verhalten ist nicht geeignet, die allgemeine Erregung über dieses große Unglück durch tatsächliche Feststellung in der Presse in richtige Bahnen zu lenken.

Wir überschreiten den großen, abgesperrten Zecheplatz und können nun die gesamten Baulichkeiten mustern. Die ganze Anlage macht einen unheimlichen Eindruck, überall sind Barhandwerker bei der Arbeit, um die grobgelegten Zecheanlagen der Vollenendung entgegenzuführen.

Ein Blick in den Förderraum des Unglückschachtes überzeugt uns von der Unmöglichkeit einer Rettung der dort unten eingeschlossenen Bergleute; die Schachtköffnung ist geschlossen, vermauert und mit einer dicken Schicht Pech und Sand abgedämmt.

Tiefste Gedanken ziehen mich durch den Stinn: Früher waren die Knappen hinabgeschickt, um für Weib und Kind zu arbeiten, denn bald ist ja auch Weihnachten, da sollen sich alle im schönen Häuschen da draußen freuen, das erste Weihnachtsfest im eigenen Heim, auf eigener Scholle. Und jetzt schliefen sich über all den schönen Hoffnungen und Zukunftsplänen die schweren Falltüren des Schachtes. Auch ein guter, lieber Bekannter und Vereinskamerad von mir ruht dort unten; die guten Aussichten von Radbod hatten ihn mit Weib und Kind angelockt. Vor einigen Tagen hatte er sein Häuschen bezogen, und in der Unglücksnacht verfuhr er seine erste und letzte Schicht auf Radbod. Bergmannslos!

In der großen Halle zwischen den beiden Fördertürmen ruhen die Leichen von 36 Knappen, schredlich zugerichtet, fast sämtlich mit verbrannten, entstellten Gesichtern und zerklüfteten Gliedern. Ein trauriger, tiefergreifender Anblick.

Eine Mutprobe im Sudan.

In einer englischen Zeitschrift erzählt ein ägyptischer Reisender und Jäger N. A. Katibah von einer merkwürdigen Mutprobe, die bei den kühnen Jägerstämmen des Sudans Brauch ist. Als er einst bei dem Scheik eines Dorfes, der ihn freundlich aufnahm, weilte, sah er ein herrliches Löwenfell, das nirgends ein Loch oder einen Riß aufwies. Verwundert wandte er sich zu einem Scheik, der den Namen Sabah führte, und fragte ihn, wie er zu dieser herrlichen Beute gekommen und auf welche Weise das riesige Tier getötet worden sei. Der Scheik erwiderte, daß er den Löwen bei seiner ersten Mutprobe mit einem Messer getötet habe. Als der andere ihn ungläubig ansah, fuhr der Scheik fort: „Ich erlegte das Tier auf jene Weise, auf die unsere Vorfäter den Löwen besiegten, da sie noch keine Gewehre besaßen; wir führen auch heute noch den Brauch zur Erinnerung an ihren weltberühmten Mut, und ein junger Mann erwirbt sich dadurch das Recht des Kriegers und des Helden, daß er den Wüstenkönig Aug in Aug gegenübertritt. Als Zeichen der bestandenen Probe erhält er ein elfenbeinernes Armband, daß er mit höchstem Stolz trägt. Werken wir, daß ein Löwe in räuberischer Absicht die Nachbarschaft durchstreift, dann glauben wir, er suche einen Zweikampf mit einem von uns, vielleicht weil er ein Mitglied seiner Familie an den Menschen rächen will. Da findet sich immer einer im Dorfe, der den Strauß mit ihm ausfechten will. Er tötet eine Ziege oder ein Schaf, läßt das Tier einen Tag und eine Nacht liegen, damit der Leichengeruch den Löwen stärker anlocke, und legt es dann außerhalb des Dorfes an einer freien Stelle nieder. Er selbst verbirgt sich in einer Grube oder hinter einem Baum oder Felsen und wartet auf das Erscheinen seines Gegners. Keine andere Waffe hat er bei sich als einen kurzen, zweischneidigen Dolch, den er sorgfältig in die Scheide gesteckt in seinem linken Armel hält. Wittert der Löwe das Fleisch, dann stößt er ein lautes Gebrüll aus als Zeichen seiner Freude über die Beute, und um jedes andere Tier zu warnen, daß es ihm nicht nahe, und schleicht langsam heran. Der Mann hat sich unterdessen aus seinem Versteck erhoben und blickt nach dem Tier, das sich auf die Tierleiche stürzen will. Während die Kaze zum letzten Sprung sich duckt, ist auf einmal der Mensch an die Stelle des Leichnams getreten. Die Möglichkeit seines Erscheinens, der drohende Glanz seiner Augen, erschrecken den Löwen, der rückwärts springt, mit allen Zeichen der Angst, den Kopf zwischen die Taten legt und mit dem Schweif seine Flanken peitscht. Dann setzt er zum Sprung auf den Gegner an, doch in demselben Augenblick stürzt der Mann vorwärts und wirft sich platt auf den Rücken, den scharfen Dolch emporhebend mit beiden Händen fest über die Brust haltend. In dem Augenblick, indem der Körper des Tieres über den Mann hinfällt, muß der tödliche Stoß geführt werden. Er muß sicher sein und kräftig sein. Der Löwe verfehlt dann das Ziel, und fällt zwei bis drei Schritte von des Mannes Kopf nieder, während das Messer zwischen seinen Rippen steckt und die Eingeweide herausquellen. Der Krieger darf sich aber nach seinem tödlich verwundeten Gegner nicht umsehen, sondern er muß augenblicklich aufspringen und sich möglichst rasch in Sicherheit zu bringen, da sich der Löwe mit Anspannung seiner letzten Kräfte umwendet um einen verzweifeltsten Versuch macht, den Feind in Stücke zu reißen. Ihn zu verfolgen gelingt dem Tiere nicht mehr. Es windet sich in Todesqualen in seinem Blut, dann streckt es sich mit einem letzten Röcheln auf die Seite und stirbt.“

Merke!

Ein heftiges Feuer wütete in Greiz. Im Schallerischen Hause an der Marktkade war es ausgebrochen und zwar in einem Hintergebäude, in welchem der Kaufmann Förster, der schon damals in der Marktstraße mit

abbrannte, seine Niederlage hat. In dem Hause schwebte die Familie des Uhrmachers Gregorius in schwerer Gefahr. Die Treppen brannten, so daß keine Möglichkeit vorhanden war, aus der zweiten Etage ins Freie zu gelangen. Nur nach großen Anstrengungen gelang es der Wehr, die drei nackten Kinder, die man ängstlich zum Fenster hinaus gehalten hatte, zu retten, ebenso konnten die drei erwachsenen Personen in Sicherheit gebracht werden. Das Feuer wütete indessen weiter und legte die ganze Marktkade in Asche. Da das Rathaus in großer Gefahr schwebte, sah man sich gezwungen, das Clausche Haus niederzureißen. Es sind im ganzen niedergebrannt und eingerissen fünf Geschäftshäuser mit allen Hintergebäuden. In einem der brennenden Häuser wurde Schießpulver in größeren Mengen aufbewahrt, das man aber noch zur rechten Zeit in Sicherheit bringen konnte. Es ist fast nichts zu retten gewesen. Alles verbrannte.

Auf dem Eise eingebrochen. In Meierhöfen bei Karlsbad tummelten sich mehrere Kinder auf der schwachen Eisbede des Teichs. Drei Kinder brachen ein. Zwei davon konnten gerettet werden, der Sohn des Sägewerbesbesizers Leopold jedoch konnte nur als Leiche geborgen werden.

Von einem Radler totgefahren. Bei Edelshausen in Oberbayern wurde ein Tagelöhner von einem radfahrenden Bauernburschen derart unglücklich überfahren, daß er bald darauf an seinen schweren Verletzungen starb.

Bei dem Zusammenstoß zweier Züge auf der New-Orleans and North-Central-Railway, wurden elf Personen getötet und viele verletzt.

Lustige Gefe.

Verierbild.



Wo ist der Bergier-
Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels in vor. Nr.:
Mein Haus ist meine Welt, in der es mir gefällt.

Humoristisches.

Von der Schmirer. Schmirerendirektor: „Was! Sie lächeln in der Todeszelle?“ — Schauspieler: „Aber natürlich! Bei der Gage, wie Sie sie zahlen, ist ja der Tod eine wahre Erlösung!“

Der Vorsichtige. „Mein Herr, Sie sind ja ein — ein —! Na, jedenfalls gäben Sie das haltbarste Schreibpapier ab!“

führt diese auf die zur Explosion gelangten Dynamitvorräte zurück. Von den verwundeten Knappen sind noch eine Anzahl ihren Verletzungen erlegen, die Zahl der Toten beträgt 360.

Die Nacht zog herauf. Auf dem Zecheplatz flammten die Lichter auf. Trotz des heftigen Regens hielt die Menge aus, dann von Mund zu Mund ging die Botschaft: Prinz Eitel Friedrich kommt.

Wilde und aufgeregte Mächte machten wir uns auf den Heimweg. Durchkästet langten wir auf dem Bahnhof Hamm an; hier stand eine ungezählte Menge Kopf an Kopf und erwartete den Prinzen. Der Zeiger der Uhr zeigte 6.15 Uhr, da trat der Prinz aus dem Bahnhofsportale, begrüßt von einem tausendstimmigen Hurra. Wir schnitt dieses Hurra ins Herz; ich glaube dem Hohenzollernprinzen auch. Draußen lagen elfhundert Leichen auf dem Felde der Ehre und hier glaubte man durch ein möglichst frenetisches Surrageschrei seinen Patriotismus beweisen zu müssen. Leider wird bei uns jetzt häufig der Patriotismus nach dem Surrageschrei bemessen. Hier war es nicht am Platze, und dem Kaiserlobne hat es ganz bestimmt keine Freude bereitet. — Im Zuge überdachte ich die Ergebnisse des Tages; tief haben sie sich in meine Seele eingegraben und immer wieder regt sich der Gedanke: Wer ist an dem Unglück Schuld? Gott allein weiß es!

Vom sozialen Felde.

Die Freitag-Lohnzahlung in Königsberg i. Pr., für deren Einführung ein besonderer Ausschuß gebildet ist, macht gute Fortschritte. Es haben sich 259 Firmen zur Einführung der Lohnzahlung am Freitag bereit erklärt. Nur 52 betrafen sich als Gegner, aber auch sie hoffen man, wie mitgeteilt wird, mit der Zeit noch von den Vorteilen der Freitag-Lohnzahlung zu überzeugen.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

für die Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Der „Seehund“.

Erzählung von Wolf Harboe.
(Schluß des ersten Teils.)

Der junge Ingenieur wurde ganz Feuer und Flamme.

„Näherung! — sonst bekommt Ihr den Baum und das Segel an den Kopf — vorwärts, Martin, und laßt den Kutter gehen — laßt die Fockegel gehen!“

Und der „Seehund“ glitt in dem leichten Abwind hart über die See, während er das Ruder hart überlegte, grüßte Harard, seinen Strohhut schwenkend, die Zuschauer.

Der alte, torpente Herr nahm die Hände aus den Taschen und lästerte den Hut. „Guten Abend, Herr Seehund!“ rief er durch die hohen Hände wie durch ein Sprachrohr. Der alte Herr Edmann bis zum den

Edmann heraus, obgleich bei der geringen Entfernung ein Sprachrohr ganz zwecklos gewesen wäre. „Der „Seehund“ ist ein brillantes Fahrzeug, laßt es aus, als Sie herentommen. Neues Großsegel was?“

„Ja, wohl!“ rief Harard, „laßt den Anker fallen, Martin — sonst treiben wir mit dem Strom ab.“

„Mit lautem Klatsch raste die Ankerkette nieder. Fräulein Dagmar grüßte mit dem Sonnenstrahl. Der Kapitän schwenkte — wie es viele erdigen —

ironisch lächelnd den Hut. Darauf wechselte er einige Worte mit dem jungen Mädchen und beide lachten. Harard ließ sie so wenig wie möglich aus den Augen. Diese Vertraulichkeit ärgerte ihn.

Die Herren kommen wohl an Land und nehmen heute abend den See bei mir ein?“ rief Herr Edmann, immer durch das Sprachrohr, als stünde er auf der Kommandobrücke eines Kriegsschiffes; „wir spielen im Garten — natürlich ohne Umkle.“

In seiner nicht gerade ruhigen Gemütsstimmung schaute der Ingenieur einen Augenblick, ob er die Einladung annehmen oder ablehnen sollte. Es dauerte aber nur einen Augenblick — lieber männlich kämpfen, als die Ausertorene diesen — diesem Altenmenschen überlassen.

„Sehr gültig, Herr Edmann, wir werden so frei sein.“ „Ja, wir werden so frei sein,“ wiederholte Peter Host.

Jetzt begann ein Wachen und Rufen unten in der kleinen Kiste, in der die drei Herren saßen. Ein anderer schreute sein Haar vor einem zerbrochenen Spiegel, während der dritte sich mit einem Fisch gebügelte. Man schrien abplagte, dessen Rücken- und Brustseite sich erst nach langem Widerstreben trennten. Sie pufften und flogen aneinander, schrien und lachten und warfen die Kleidungsstücke in babilonischen Durcheinander.



omm, Briefe, komm!“ Lachte der Ingenieur, während er den Wind wie einen Hund heranzupfiff.

Und schließlich konnte dieser nicht länger widerstehen. Lieber das helle frische Wasser sehen sie, wie die Brille heranzog und dazu noch von der richtigen Seite.

„Und der „Seehund“,“ sagte seine Fahrt zwischen Festland und Insel mit seiner kleinen Jolle im Schlepptau fort.

Als der Kutter in den Fjord einlief, entdeckte Harard Vieles. Juchend rief er auf der Schiffsbrücke unter den vielen Zuschauern eine junge Dame. Sie war übrigens nicht schwer zu erkennen, denn sie stand ganz vorn, und ihr helles Sommerkleid schied sie von den andern ab. Auf dem Kopfe trug sie eine blaue gestreifte Mütze mit großem Bommel. Die Mütze ließ auf der einen Seite nach hinten brüchig schräg auf dem hellen Haar. Die Dame blickte mit der einen Hand den Sonnenstrahl in die Erde und hielt die andere unter dem Arm eines alten, torpenteu Herrn, der, mit beiden Händen in der Tasche, die Fahrten gezeigte betrachtete. An ihrer andern Seite stand ein junger, modern gekleideter Herr mit einem riesigen Kränzfächer an einem langen schmalen Riemen über der Schulter. Er setzte ihn von Zeit zu Zeit an die Augen und teilte der jungen Dame offenbar das Ergebnis seiner Untersuchungen mit.

Der Besitzer des „Seehund“ war unangenehm darüber berührt, daß der Kränzfächer so lange auf seinem Kutter und ihm selbst ruhte. Er konnte so mattis nachschauen, wenn die Sonnenstrahlen die geliebten Gläser streiften.

„It das das berühmte Fräulein Dagmar?“ fragte Peter Host, der auf der Kojistreppe saß und mit den Füßen schlenkerte.

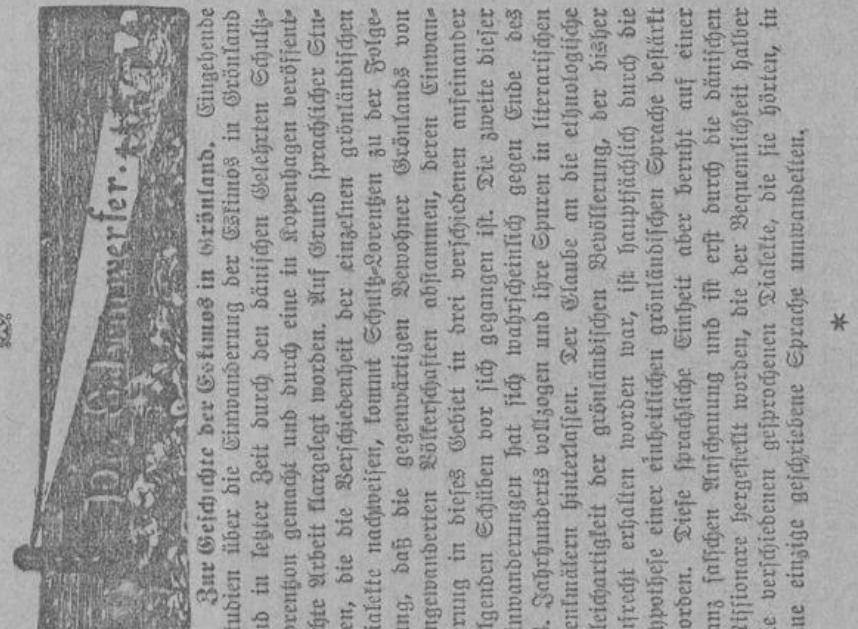
„Das ist Fräulein Dagmar Edmann,“ antwortete Harard verdrießlich.

„Nun, nun, beiß mich nur nicht gleich,“ sagte der Maler und fing an, mit den Abfäßen eine Melodie an der Kojistreppe zu trommeln.

„Und der junge Herr, der sie so eifrig unterhält?“ „Das ist der Alfons Sommer,“ antwortete Harard und murmelte vor sich hin: „Guter Mensch.“

Jetzt hieß es, unter dem Feuer von Fräulein Dagmars blauen Augen und den blendenden Kränzfächer des Alfonsors stot und regtredt vor Anker zu kommen.

Stromstärke von 6-8 Volt; bei 10 Volt tritt Lähmung der Atmungsorgane ein und die Anwendung von 12 Volt führt sofort zum Tode. Die Lähmung des Gehirns kann ohne Schaden für den Patienten aufrechterhalten werden; die Atmungsorgane dürfen nicht länger als eine Minute außer Tätigkeit gesetzt werden. Eine Bestärkung würde zum Tode führen. Jedem glaubt, daß die Lösung durch sein Verfallsstadium weniger schmerzhaft sein würde, als die in Amerika angewandte elektrische Hinrichtung. Die Veranschaulichung eines Menschen mit dem Apparat des Lebens ist bisher nur einmal erprobt worden; er selbst hat sich in Unversehrtheit mehrerer mobilisierter Großmuskeln dem Versuche unterzogen. Der Erfolg war ein vollkommener. Sofort nach Auslösung des Stromes erfolgte das Wiedererwachen. Der Patient empfand keinerlei Schmerzen; im Gegenteil, ein lebhaftes Fortschreiten des Lebens wurde festgestellt. Und sofort nach dem Erwachen war er in der Lage, in einer Veranordnung einen Vortrag zu halten. — Nur merkwürdig, daß man nicht schon mehr von dieser epochemachenden Entdeckung gehört hat!



Standesbewußt sein. Eine ziemlich arme Familie kam unermüdet zu einem Vermögen. Man kaufte eine große Farm mit vielen Säubern, Äckern und Schwellen. Einmal Tages führt die junge Tochter einen Weiden durch den Hof. „Und legen die Hennen auch viele Eier?“ fragte der Fremde interessiert. Die kleine aber richtige sich hoch auf: „O“, sagte sie, „sie können wohl; aber in unserer Position haben sie das nicht mehr nötig.“

Harboe. Das Blut brauche ihm durch die Adern, und er sah alles so schön, so unendlich schön vor sich. „Bewundernd!“ dachte er bei sich selbst. „Was sind alle Streitigkeiten und kleinen lärmigen Sorgen gegen die Ruhe eines solchen Lebens?“

Es war schon spät in der Nacht, als sie sich trennten. Er fuhr mit ihrer Freundin und deren Mann. Sie fuhr zu Fuß seine einsame Fingergeliebtenwohnung auf. Wie waren ihm aber der Weg so kurz und die Straßen so hell erleuchtet erschienen, und noch nie war ihm sein gemütliches Heim so dunkel, ungenießbar und traurig vorgekommen. Als sie sich trennten, hatte er ihre Hand lange in der seinen gehalten und sie mit gedämpfter, eifriger Stimme um die Erlaubnis gebeten, sie aufsuchen zu dürfen.

„Sehr gerne, Herr Ingenieur!“ hatte sie ihm freudig geantwortet. „Morgen“ — und ich Ihnen meine Adresse!“

Der misverstandene Hans. „Mein, Mutter, ich werde mir wirklich keine Mühe mehr geben, meinen zukünftigen etwas Vieles zu erwerben, wenn man so misverstanden wird,“ erwiderte Hans, als er aus der Schule kam.

„Wieso denn, Hanschen?“ fragte die Mutter misstrauisch. „So denk' dir nur, was mir passiert ist. Ich sehe heute in der Klasse, wie Herr Lamm eine Schokolade in des Lehrers Stuhl steckt, so daß er sich daran stecken muß. Wie nun der Lehrer sich sehen will, also ich rief nach dem Stuhl weg, und er setzt sich auf den Boden. Wie er wieder aufgefunden ist, hat er mich durch, weil ich den Stuhl weggezogen habe, und nachher hat mich auch noch Herr Lamm durch, weil ich ihm seinen Speck verborgen habe. Ich danke bestens, wenn das der Dank ist!“

Die Elektromotoren. Eine neue Form der Motoren ist nun in Vantes erprobt worden; der Professor an der dortigen medizinischen Hochschule hat eine Reihe interessanter Experimente über die Möglichkeit einer Erfindung gemacht, die die elektrische Energie, die bemerkenswerte Resultate ergaben. Die Elektromotoren entsprechen im Wesen ihrer Wirkung der Chloroformierung. Der Patient ist völlig bewegungslos und selbst gegen die heftigsten Schmerzen völlig unempfindlich; er verliert in diesem Zustand, solange man den elektrischen Strom in Wirkung läßt. In demselben Augenblick, da man die Apparate ausschaltet, erfolgt das Erwachen. Man hat mit Kindern, Kranke und Menschen, die solche Versuche angestellt. Die Anwendung des elektrischen Stromes scheint keinerlei Schmerzen hervorzurufen; und auch nach dem Erwachen zeigen sich keine weiteren Folgen. Das ist ein wichtiger Schritt auf und schon genügt, umher, als ob nichts Außersensibles vorgegangen sei, und nachdem man es der Elektroden entzogen hat, tritt es mit Behagen, was man ihm gibt. Die Elektromotoren bringen je nach Stärke des angewandten Stromes eine Anästhesie der Extremitäten, Stillstand der Atmungsorgane und Aufheben des Bewußtseins hervor. Um bei einem Kranken die Betäubung des Hirns herbeizuführen, bedarf man einer

